

### III Die Brüder

## Frei?

Ich habe von Vaters Tod erzählt. *Er ist nicht tot. Er hat es überstanden.* Ich halte inne und sehe fragend zu Persephone. Ich habe Sehnsucht. Ich wünsche mir so sehr, dass sie es mir erklärt. „Er ist nicht hier“, hat sie gesagt. Und mich gefragt, wohin *ich* Vater brachte. Ich suche ihre Augen. „So weit, Herrin“, sage ich. „Mehr weiß ich nicht. Dort ließ ich ihn allein.“

Die Königin des Tartaros sitzt steinern auf dem Thron. Die Erinnerung an ihr sanftes Mädchengesicht ist verblasst. Ihre Züge sind streng, unbewegt, die Augen blicken in das Schwarz des Jenseits. Mich hört sie nicht noch sieht sie mich noch weiß sie, wer ich bin. „Herrin?“ Doch während ich noch warte und unter ihrer Wandlung leide, verändert sie sich wieder. Die ruhigen Züge verzerren sich zu einer Fratze und Schlangen kriechen züngelnd durch ihr Haar. Eine zweite Haut aus Gift und Nesseln engt sie ein. Sie krampft die Finger um die Lehnen ihres Throns und richtet ihren Blick wild, zornerfüllt auf ... *mich*.

„Herrin Persephone ...“ Ich weiche aus, soweit es geht. Der Raum ist unerträglich eng. Ein bitterer, beißender Geruch erschwert das Atmen. Hinzu kommt: Es ist heiß. „Ihre Blumen ...“, sage ich und weise zitternd auf die Vasen. Alles, was geblüht hat, ist gefallen. Was grün war, welk und faul. Ich spüre einen Herzschlag lang, dass sie bedauert. Ich ahne eine Träne. Dann aber werden ihre Augen Schlitze. Sie beugt sich vor und streckt die Krallen nach mir aus. „Deine Schuld, Antigone“, zischt sie. „Sei wenigstens so stark, es zuzugeben.“

Ich bin zu überrascht für Furcht. „Aber ich ... habe getan, was ich ... konnte“, sage ich. „Es war wahrhaftig schwer genug. Es ging um Tod, Leben und das Versprechen ...“ Sie packt mich. Sie muss sich dazu nicht einmal erheben. Der Raum ist wirklich winzig. Sie bohrt ihre Finger in meine Oberarme und zwingt mich nah zu sich heran. „Zuerst“, zischt sie, „ging es um dich.“ Ich wehre mich. Da wird ihr Zwang noch fester. „Wird’s bald?“ Ihr Atem ist Galle und Schwefel. „Sprich weiter. Es muss doch heraus!“

Allmählich erkenne ich die Ausweglosigkeit. „Herrin“, sage ich kleinlaut. „Ich weiß nicht ... ich weiß nichts. Ich würde von Polyneikes erzählen. Und dann auch von ... Meny ...“ Ihr Lachen ist schrill. Ich bin sicher: Es kann töten. „Und von dem tapferen Theseus, nicht wahr?“, schreit sie mir hemmungslos ins Ohr. Ich zucke zusammen. „Ach, Theseus“, sage ich. „Er hat mich ... sehr ... enttäuscht.“

\*\*\*

Es dauert lange, bis mir einfällt, den Hain der Eumeniden zu verlassen. Ein Leben lang, so scheint mir, habe ich nichts anderes getan, als Vater zu erwarten. Ich warte weiter. Es macht kaum einen Unterschied, dass er nun nicht mehr kommt. Nur dass ich mein Wort halte. Nie wieder koche ich Brühe. Theseus’ Vorräte an Korn und Wein gehen zur Neige. Ich ernähre mich von wilden Beeren. Der Hain ist, seit Vater nicht mehr kommt, wie ausgestorben. Früher hörte ich die Rufe wilder Tiere. Nun aber nur noch Stille.

Dann, eines Morgens, als ich wie gewohnt auf Nahrungssuche bin, stolziert ein Pfau in meinen Weg. Ich habe bislang weder einen Pfauenruf gehört noch nur die Feder eines solchen Tiers gefunden. Es ist ein Hahn, ein ungewöhnlich großer, mit einer eindrucksvollen Schleppe. Nicht mehr als sieben Schritte weit von mir entfernt verharrt er und bleibt stehen. Er pickt im trockenen Boden und lässt zu, dass ich noch näher komme. Nur noch drei Schritte Abstand – da richtet er sich auf und schlägt sein Rad. Mein Atem stockt, als ich es sehe. Viele hundert Augen schimmern und leuchten in der Morgensonne, grün und blau. Kein Saphir,

kein Smaragd kann schöner sein. Als ich genauer schaue, finde ich den Grund für den besonderen Glanz. Die Augen sind von hellem Grau umrandet und treten vor dem matten Hintergrund noch umso deutlicher hervor. „Wie wunderschön du bist!“, flüstere ich voll Staunen. Da scheint es mir, als zwinkere der Pfau mir zu.

Von da an habe ich Begleitung. Wohin ich auch gehe – der schöne Pfau ist immer nah. Es ist nicht so, dass ich ihn zu mir ziehe. Dass ich ihn locke oder gar versuche, ihn zu zähmen. Ich strecke nicht einmal die Hand aus, um die blauen Federn zu berühren. Aus eigenem Willen, wild und frei, sucht er beharrlich meine Nähe. Und eines Abends fällt mir ein, was man von Pfauen sagt. Der König der Pfauen dient der Königin der Götter. Hera.

Lange sehe ich dem schönen Tier tief in die Augen. Er hält so lange still, als wisse er, worum es geht. Nicht einmal muss er zwinkern. Ich finde dennoch nichts, was mich an Hera mahnt, und höre nicht die klare Stimme, die einmal zu mir sprach: *Halt aus!* Stattdessen sehe ich in seinen Augen Ismenes flehend hoffnungsvollen Blick. Ein Echo ihres Vorschlags kreist in meinem Kopf. Und habe ich nicht am Ende in den Wald gerufen: *Ja, ich tu's?*

*Ich achte auf Eteokles,  
du aber stellst dich Polyneikes in den Weg*

Meine Schwester gab mir einen Auftrag und ich, ich habe zugesagt, ihn zu erfüllen. Warum dann sitze ich in diesem Hain und denke an nichts Größeres als Flötenspiel und Beerenmus? Zum ersten Mal seit langer Zeit ziehe ich aus meinem Bündel die silberne Hera ans Licht. Ich sehe auch ihr, wie ihrem Pfau, eine lange Weile ins Gesicht. Die ruhigen, strengen Züge scheinen nicht zu mir und nicht zu diesem Ort zu passen. „Sag mir den Weg“, so bete ich. „Herrin, befiehl. Und ich will folgen.“ Der Pfauenhahn macht sich bemerkbar. Es klingt, als ob er mich leise tadelnd fragt: „Folgen, Antigone? *Du?*“

Der gut gemeinte Spott erinnert mich an Theseus. Zwischen ihm und mir ist es stets so gewesen: Er kannte meinen Trotz und ließ ihn gelten. Das heißt: Wenn er nicht gerade zornig war. Oder verliebt in seine Amazone. „Theseus“, sage ich dem Pfau und meiner Hera-Statuette. „Theseus wird mir helfen.“ Und dabei fällt mir ein, wie Theseus einmal über Argos sprach.

Es war in den Bergen, wir sahen das heilige Eleusis unter uns liegen. Und eine Kreuzung dreier Wege. Er stand allein auf einer Felsennase, hoch über uns, beschattete die Augen und schaute angestrengt nach Westen. „Was ist da?“, fragte ich und trat zu ihm. „Korinth“, sagte mein Vater hinter mir. „Bei Hades! Hätte ich es nie verlassen!“ Theseus übergang Oidipous' Qual. „*Argos mit den schönen Pferden*“, sagte er. „Hort der größten Frevler und der größten Könige, die diese Erde jemals sah.“

Aus Mutters Geschichten weiß ich, dass er von Atreus sprach. Atreus schlachtete die Kinder seines Bruders. Agamemnon aber, Atreus' Sohn, wurde der größte Kriegsherr unserer Welt, man sagt: *für eine schöne Frau*. Ich dagegen habe stets geglaubt, dass in dem Herzen jenes Kriegs, wie aller, Machtgier wohnte und der Hass auf eine Stadt, die unbesiegbar schien. Das stolze Troja.

„Größer als du?“, fragte ich Theseus vorwitzig. Er sah mich lange an. „Das muss das Ende zeigen.“

\*\*\*

Im Traum bin ich bei Theseus. An seiner Seite reite ich auf einer weißen Stute. Theseus trägt die Königskrone. Ihm folgen viele Krieger. Wir halten, wo der Weg, von Argos kommend, die Straße von Athen nach Theben kreuzt. „Jetzt wird es sich zeigen“, sagt mir Theseus. Er ist gespannt und voller Kampfesmut. „Du bist ein wahrer Freund“, sage ich und drücke dankbar seine Hand. „Antigone“, sagt er ernst, „für dich ...“ Ich lausche atemlos auf das, was er dann doch nicht sagt. Wir werden unterbrochen. Ein Bote schreit: „Sie kommen!“

Der König richtet sich im Sattel auf. Ich ziehe meine Hand zurück. Ich bin vergessen. Ich folge Theseus' Blick. Zuerst sehe ich nur Staub. Dann einen langen Zug von Kriegern. Gewiss, da kommen sie. Sieben ungeschlagene Helden. Bei ihnen mein Bruder Polyneikes.

„Halt!“, ruft Theseus. „Wendet um. Ich halte meine Hand auf Theben. Wagt nicht, es anzugreifen. Ich will, dass Thebens Krone Frieden hat.“ Die Helden zügeln ihre Pferde. Sie starren Theseus an. In ihrer Mitte hält des Zuges Anführer, Adrastos. Ich komme kaum dazu, ihn anzusehen. Denn eindrucksvoller noch als er ist Areion, sein wundervoller Rappe. Der Mythos sagt, Areion konnte fliegen.

Schwarz wie die Nacht sein Fell  
und feuerschnaubend rot die Nüstern.  
Wer einmal nur in seine Augen sah,  
wird ihn niemals vergessen.

Adrastos nun hebt grüßend seinen Schild. „Mit dir, Athener Theseus, will ich mich nicht messen. Was aber Theben anbetrifft ...“

„Aus dem Weg!“, schreit da mein Bruder. „Was reden wir? Wir wollen kämpfen!“ Er reißt die Lanze hoch und schleudert sie nach Theseus. Da packt mich Theseus bei den Haaren. Er zerrt mich aus dem Sattel. Als seinen Schild benutzt er mich und schirmt mit meinem Leben seine Brust. Die Lanze, die mein Bruder warf, durchbohrt mein Herz. Und dann auch das von Theseus.

\*\*\*

Ich schrecke schreiend aus dem Schlaf. Der Morgen graut schon. Dichter Nebel hängt noch in den Bäumen. Ohne es zu merken, habe ich gefroren. Hastig versichere ich mir, dass mein Traum unwahrscheinlich ist. Ein Trug ist er und weniger als das. Nur eine Blase Luft. Nie brähe ja mein Bruder den Frieden ohne Not. Und niemals nähme Theseus ein Mädchen sich als Schild. Am wenigsten von allen mich.

Auf einmal habe ich Eile. Ich kann es nicht erwarten, den Traum zu widerlegen durch die Wirklichkeit. Ich nehme mir nicht einmal Zeit, die Spuren zu verwischen. Von nun an wird der Hain der Eumeniden für immer Antigones Lager sein. Ich raffe, was ich habe, in das Bündel und breche auf. Den Pfau rufe ich nicht. Aber ich bin glücklich, als ich merke, dass er folgt.

In meiner Ungeduld Sorge ich mich wenig um die Schwelle. Ich sage mir, dass Vaters Friedensschluss mit den Erinyen auch mich befreien muss. Und ist Ismene nicht nach ihren Willen gekommen und gegangen?

Am Tor der beiden Oliven enden meine Hoffnungen jäh. Wie damals, als Antiope mich besuchte, stehe ich versteinert und verwurzelt da und habe weder Kraft noch Willen, den nächsten Schritt zu tun. Ich denke fest an Theseus, an Polyneikes und an das, was nun mein Auftrag ist, von Hera und Ismene. Es hilft nicht weiter. Ich ziehe die Flöte hervor und spiele meine schönsten Weisen. Ich bete und ich flehe. Zu den Erinyen und der Königin des Tartaros. Zu Hera. Am Ende auch zu Artemis und Apollon. Es bleibt vergebens.

Der Pfau steht neben mir und scharrt im Sand. Er tut, als langweile ihn das, aber ich weiß, dass er mich aufmerksam bäugt. „Und?“, sage ich mit einem jämmerlichen Rest von Trotz. „Kannst du mir etwas raten?“ Der Vogelhals ruckt vor und zurück. Flüchtig zeigt er mir ein Rad. Dann faltet er die Federn. Er setzt sich in Bewegung. Ich sehe staunend zu. Mit stolzer Ehrfurcht geht das Tier und überschreitet ruhig die Schwelle.

Von Schritt zu Schritt schaut er sich nach mir um. Er will, dass ich ihm folge. Ich will es auch und es gelingt. Es ist nicht einmal schwer. Das Wandern in den Bergen war viel schwerer. Doch erst, als längst der Hain in meinem Rücken liegt, kann sich die Spannung lösen. Ich fange an, zu glauben, zu spüren, dass ich ... *frei* bin.

### **Der neue Gefährte**

Außerhalb des Hains ist das Leben weitergegangen. Es ist Frühjahr, als ich den schmalen Pfad wieder betrete, auf dem der Bär uns überfiel. Mit neuen Augen blicke ich mich um. Das Land ist niemals schöner, als wenn es nach der Starre des Winters wieder zu Leben erwacht. Ein milder Wind streicht über frisches Grün. Die Sonne schmeichelt, brennt noch nicht. Es duftet herb nach Wiesenkräutern.

Zu Fuß gegangen, ist Athen nicht gerade nah. Der Weg tut mir sehr gut. Ich setze Schritt für Schritt und weiß, dass ich es überstehe. „Die Prinzessin von Theben ist nicht verloren“, sage ich zu meinem neuen Gefährten, dem Pfau. „Mutter und Vater hat sie begleitet auf ihren verschlungenen Wegen in eine andere Welt. Mit ihnen hat sie gebüßt und gelitten. Sie hat es überstanden. Jetzt ist sie wieder da. Frei und stark ist Antigone.“ Die blanken schwarzen Augen des Vogels geben mir Recht.

Früh am Morgen nach einer frostigen Nacht in einer verlassenen Schäferhütte stehe ich wieder am Fuß der Akropolis von Athen. Wie lange ist es her, dass ich auf Theseus' Wagen in die Stadt fuhr! Dass sie Mauern und Tore hat, habe ich damals kaum bemerkt. Diesmal ist das Tor geschlossen. Und man ... *weist mich ab*.

Ich kann es nicht glauben. Ich bleibe einfach stehen, und auch nachdem die Wachen zum dritten Mal das Tor vor meiner Nase zugeschlagen haben, gebe ich nicht auf. „Holt euren König!“, rufe ich schrill. „Holt ihn. Er wird mich sehen wollen!“ Ich wünschte, ich verfügte über Magie. Wenigstens so wie mein Hahn. Allerdings scheint auch der Pfau machtlos gegen die Mauern von Athen. Er hat dem Tor die Schleppe zugewandt und trippelt beharrlich vor mir hin und her, als wolle er mich streng in eine andere Richtung weisen.

Ich aber gebe noch nicht auf und schließlich bewegt sich das Tor ein viertes Mal. Nur einen Spaltbreit wird es aufgetan, gerade weit genug, dass ein Mann nach draußen schlüpfen kann. Meine Hand fährt zum Hals. Meine Lippen zittern. Für einen Augenblick habe ich geglaubt, ich sähe Vater.

Der Mann, der lauschend am Tor stehen bleibt, als es sich hinter ihm schließt, ist ohne Zweifel blind. Er ist hager wie Vater und ähnlich schlecht gekleidet. Auf den zweiten Blick sehe ich, dass er viel älter ist. Tiefe Furchen ziehen sich durch sein Gesicht. Das Haar ist weiß und fällt ihm lang über die Schultern. Der Schädel hingegen ist beinahe kahl. Er trägt keinen Bart und seine Augen sind blind, ohne zerstört zu sein. Unwirklich hellblau starren sie aus Höhlen, wie überzogen von einer dünnen, milchigen Haut.

„Des Oidipous Tochter“, sagt der Mann mit heiserer Stimme. Er stützt sich auf einen langen, glatten Stab. Ich schaudere, weil er mich kennt, und mehr noch, weil etwas in seiner Stimme mich seltsam berührt. Ich fühle mich wieder wie unter dem Gewicht jenes Räubers, der Mutters Kette stahl und mein Geheimnis. „Welch schicksalhafte Fügung.“ Obwohl ich mich nicht bemerkbar mache, hat er sich mir zugewandt. Seine allzu hellen Augen richten sich auf mein Gesicht. „Bist du so schön, Antigone?“ „Wie schön?“, frage ich abwehrend.

*Nur ein Blinder nennt mich schön.*

„So schön, dass du auf Theseus hoffst“, sagt der Blinde. Mit einer Heftigkeit ab, die mich verstört, lehne ich ihn ab. Ich hasse seine Augen. Seine Stimme. Und alles, was er sagt. Wenn ich nicht hoffen könnte, dass er das verschlossene Tor erklärt, ich ließe ihn stehen und liefе davon. „König Theseus ist ein Freund meines Vaters“, stelle ich richtig. „Er hält seine Hand über Theben.“ Der Alte verzieht das Gesicht. „Das können nur Götter“, sagt er. „Obwohl, im Fall des Siebentorigen Thebens ...“ Er hebt die Schultern. „Man müsste sie auch lassen.“

Seine dürre Hand, die an Vaters Hand erinnert, sucht und findet meine Schulter. „Komm, Prinzessin, gehen wir.“ Ich rätsele noch an seinen letzten Worten. *Man müsste sie auch lassen.* Will er sagen, dass er nicht nur Thebens Gesckicke kennt, meinen Vater und auch mich, sondern darin einen ... *verborgenen Sinn?*

Er hat mich bereits einige Schritte vom Stadttor fortgezogen, bevor ich daran denke, mich zu wehren. Ich bleibe störrisch stehen. „Warum habe ich keinen Zutritt zur Burg des Theseus?“, frage ich und staune über die Kraft, mit der er mich festhält. „König Theseus kann sich nicht um Theben kümmern“, sagt der Blinde. „Selbst wenn er wollte. Es geht um seine eigene Stadt und darum, sie zu halten.“

Unvermittelt schlägt mein Pfau ein Rad. Ich starre zur Akropolis hinauf und bin mir sicher, dass sie ewig stehen wird. Athene, jungfräuliche Kriegerin! Du hältst die Stadt. *Wenn man dich lässt.* „Was soll das heißen?“, fahre ich den Blinden an. Er hebt den Stab und deutet Richtung Osten, in eine weite, unbekannte Ferne. „Amazonen“, sagt er. „Die Amazonenkönigin erklärte Theseus den Krieg.“

Ich will lachen. Ich denke an Hippolyte und an die sichtbare Liebe, die sie und Athens König verbindet. Und doch will es mir nicht gelingen, ihr helles Bild zu sehen. Düster werden ihre Züge, sobald ich sie vor meine Augen rufe. Wie dunkle Oliven sind die Augen, das Haar wie reife Auberginen. Da weiß ich, dass es Antiope ist, die Theseus droht, nicht Hippolyte. Antiope, fällt mir ein, war gerade Königin geworden.

„Wer bist du?“, frage ich den Alten, als ich mich schließlich wegführen lasse. Er geht den Weg, den ich zu gehen habe. In Gedanken sehe ich Eleusis schon vor mir, den Ort, wo sich die Wege kreuzen, Athen im Rücken, Theben im Blick, im Westen nicht nur Korinth. Argos auch und Mykene, die Heimat der Atriden.

„Du solltest mich kennen“, sagt der Blinde. „Zumindest meinen Namen. Die Pest, die Theben in den Krallen hielt – ich war es, der euch warnte, dass ein ungesühnter Mord dahinter steckt.“ Ich lasse seinen Arm los und wende mich wie rasend gegen ihn. Meine Krankheit, Vaters Angst, die Dunkle Göttin, Mutters Kälte – auf einmal ist mir alles wieder nah. Die Frage nach dem Tod des Laios ... wer immer sie gestellt hat, verdient die Strafe eines Brandstifters. „Das wagst du ... mir zu sagen?“, begehre ich auf. Seine welken Lippen verziehen sich zu einem beinahe mitleidigen Lächeln. „Ich habe nichts zu fürchten“, sagt er. Da fliehe ich vor ihm wie vor einem Rudel hungriger Wölfe.

\*\*\*

„Ja, Wölfe, du bedenkenlose, verräterische Antigone! Wölfe und dazu: die Strafe der Brandstifter.“ Die verwandelte Persephone hat mich gepackt. Sie hat ihre langen Fingernägel in meine Haare geschlagen. Es tut so weh, als risse sie es büschelweise aus. „Herrin“, ächze ich. „Ich habe keinen Brand gelegt. Ich habe immer nur versucht zu löschen und zu retten ...“

Ich liege längst auf Knien. Mir scheint, dass Persephone noch immer reglos thront. Dass ich zugleich gequält, gekratzt, geschlagen werde, scheint ohne ihr Zutun ihr Wille zu bewirken. „Herrin, Sie haben mich gerettet“, schreie ich. „Warum wenden Sie sich gegen mich?“

„Die Herrin ist nicht hier“, höre ich auf einmal eine kalte Männerstimme. „Sie beugte sich der Moira. Erinyen müssen hier ans Werk. Zuvor darf dir die Königin die Hand nicht reichen noch schenkt sie dir ihr Ohr.“ Ich hebe mühevoll den Kopf. Dann schreie ich. Der Anblick ist schlimmer als alle Schmerzen. Ich sehe eine schlanke Mädchenhand, am Handgelenk vom Arm getrennt. Sie schwebt über dem leeren Thron. Dazu ein Ohr mit Persephones fantasievollem Gehänge. Blutstropfen rinnen auf die Blumenpolster.

„Weil ich *Teiresias* nicht mochte?“, frage ich schluchzend. Mir ist unsagbar schlecht. Ich spüre kaum noch eigene Schmerzen. Ich leide mit Persephone. „Den mag ich auch nicht“, erklärt die kalte, körperlose Stimme. „Obwohl wir ihm, das gebe ich gern zu, so manchen ... *Gast* ... zu danken haben.“ Ich fühle, wie der Schmerz mich lähmt. Nur tief im Inneren, Herz und Seele, leiden Qualen. „Kirio“, flüstere ich, „was ... dann? Was soll ich tun ...?“ „Erinnere dich ...“, jaulen die Erinyen im Chor. „Erinnere dich ... bis es ... dich ... packt ...“

\*\*\*

*Teiresias*. Der göttliche Seher, von dem die Welt erzählt. Ich habe nie gewünscht, ihm zu begegnen. Seine Sprüche sind unheilvoller als die des Orakels in Delphi. Es heißt, dass er einst in den Häusern der Götter verkehrte. Es heißt auch, dass er eines Tages die Königin kränkte, Hera. Man sagt, dass er seither Hekate dient, der unheimlichen Herrin der Kreuzwege.

Ich erfahre erst, mit wem ich es zu tun habe, als ich nicht mehr laufen kann. Ich lasse mich auf einem Stein am Wegrand nieder, und packe das letzte Stück Brot aus, das ich noch besitze. Da holt er auf und setzt sich neben mich. „Lauf mir nicht weg, Antigone“, sagt er. „Ich habe ein Wort mit Kreion zu sprechen.“

Hungrig beobachte ich, wie er sein armseliges Bündel öffnet. Wenn er mir schon folgen muss, denke ich, kann er zumindest mit mir teilen. Ein Stück harter Käse kommt zum Vorschein. Das ist alles. Enttäuscht beiße ich in meine Kruste. „Ist Kreion wieder in Theben?“, frage ich kauend. „Und mit ihm seine Söhne?“ *Teiresias* lässt sich mit der Antwort Zeit. Er dreht den

Käse in den Händen. „Die Hoffnung hat die drei getrieben“, sagt er dann, „dass nach dem Bruderkrieg der Thron von Theben wieder frei sei.“

Ich schreie auf. Ich stelle klar, dass es zum Krieg nicht kommen wird. Und dass mein Onkel meinen Brüdern gegenüber treu und ehrlich sei. Teiresias verzieht nicht eine Miene. „Ich weiß, es ist ein Fehler“, bemerkt er trocken, „mit einem Mädchen über Politik zu reden.“ Ich ringe um Beherrschung. Ich drehe ihm den Rücken zu und nage grimmig an der Rinde meines Brotes.

„Ob du wohl eine Handvoll Trauben pflücken könntest?“, meint Teiresias. Er hebt die Hand und weist die Richtung. „Da sollten welche sein.“ Ich frage mich, ob er noch bei Verstand ist. *Trauben im Frühling*. Ich weiß nicht, warum ich dennoch nachsehe.

Ich finde eine beinahe abgestorbene Rebe. Sie trägt noch die Beeren des Herbstes, vertrocknet wie Rosinen. Voller Verachtung pflücke ich sie. Aber als ich eine davon koste, ist sie herrlich süß und nahrhaft. Gierig esse ich die Hälfte meiner Ernte, bevor mir klar wird, was ich tue. Verlegen lege ich den Rest dem Seher in die Hand. „Siehst du“, sagt er lächelnd. „So haben wir die Mahlzeit doch geteilt.“

### **Sieben gegen Theben**

Wir folgen der Schneise, die das argivische Heer in die Landschaft geschlagen hat, bis vor die Tore von Theben. Die Angreifer sind uns immer voraus. Sie werden zu früh vor Theben sein, Wochen vor der Sommersonnenwende. Ich kann nur hoffen, dass Eteokles das nahe Heer nicht missversteht. Dass er sich nicht gereizt fühlt und sich rüstet zu parieren.

*Ich täte es.*

Mein unwillkommener Begleiter ist schweigsam in allem, was er Politik nennt. Weder verrät er, was er mit Onkel Kreion zu bereden hat, noch welchen Ausgang er vorhersieht. „Wenn ich sage, dass du mit dem Schlimmsten rechnen musst, fängst du nur wieder an zu schreien“, sagt er, als ich in ihn dringe. „Mädchen wie du wollen nicht die Wahrheit wissen. Sie wollen bloß hören, dass ihre Träume Wahrheit werden.“ Ich schlucke lange an dieser Herausforderung. Dann gehe ich zum Gegenangriff über. „Mit meinem Bruder Eteokles müsstest du dich gut verstehen“, sage ich. „Auch er hält nichts von Frauen.“ Teiresias' Lachen ist hohl und unmelodisch. Vor allem klingt es niemals fröhlich. „Ich spreche nicht von Frauen allgemein“, entgegnet er. „Ich spreche über dich und deinesgleichen.“

Es bleibt dabei: Ich mag ihn nicht. Doch als die Spuren des Heeres deutlicher werden, bin ich dankbar für Gesellschaft. Gras und Blumen sind zertrampelt, Bäume wurden gefällt. Abfall liegt an den Rändern der Wege. Raubvögel kreisen über Eingeweiden von erjagtem Wild. In den Dörfern an der Straße haben die Führer Nahrungsmittel erpresst und die Krieger haben sich benommen wie Diebe.

Einmal kommen wir an einem einsamen Garten vorbei. Hinter der brusthohen Mauer blühen Kirschen. Orangen und Zitronen reifen schon. Ich bleibe hinter Teiresias zurück. Die Versuchung, einige Früchte zu pflücken, ist groß. Da zischt ein Pfeil aus dem Garten heran. Er verfehlt mich knapp und bohrt sich hinter mir in den Stamm einer Pinie. Ich ahne eine Bewegung hinter der Mauer und Augen, die mich beobachten.

„Na warte“, sage ich mit zusammengebissenen Zähnen. Ich reiße den Pfeil aus der Rinde. Mit dem Schwung meines Zorns springe ich über die Mauer. Teiresias ist nicht mein Vater. Ich muss ihm nichts sagen und nicht auf ihn achten. Der Angreifer lässt Köcher und Bogen fallen und rennt. Die Flucht führt um das Haus herum, das mitten im Garten unter einem Dach aus Feigenbäumen steht. Bei einer kleinen Laube stelle ich den Flüchtigen und reiße ihn zu Boden. Ich zerre ihn herum, so dass er auf dem Rücken liegt, und knie über ihm. „Das hier gehört dir!“, keuche ich und fuchtele mit dem Pfeil vor einem ängstlichen Gesicht.

Erst allmählich begreife ich: Es ist ein Mädchen. Sie ist so jung, wie ich einmal war, und trägt die Kleider eines Jägers. Sie schüttelt wild den Kopf. Aber sie hat nicht mehr die Kraft sich zu wehren. Schließlich bricht sie in Tränen aus. „Lass das“, befehle ich streng, obwohl sie anfängt, mir Leid zu tun. „Besser, du sprichst. Erkläre mir, warum du mich ermorden wolltest.“

„Bitte“, flüstert sie endlich. „Lass mich aufstehen.“ Sie spricht die Sprache der gewöhnlichen Menschen. „Wehe, du versuchst noch einmal, wegzulaufen“, sage ich und erlaube ihr, sich aufzusetzen. Das Mädchen sieht mich scheu an. „Herrin“, sagt sie zaghaft, „ich glaubte, dass ihr die Nachhut jenes Heeres wärt ...“ Sie verstummt und ich sehe Entsetzen auf ihrem Gesicht. „Eine Frau und ein alter Mann?“, frage ich ungläubig. Aber ihre Angst gibt mir zu denken. Sie senkt den Kopf. „Ich hielt dich für einen Krieger, Herrin“, antwortet sie. „Ich dich auch“, sage ich. Ich lache ein wenig und sie fällt zögernd ein.

Ich sage ihr, dass ich gern eine Orange essen würde, und sie steht auf und pflückt mir eine. Als sie wieder neben mir sitzt, schält sie die Frucht, zerteilt sie und reicht mir die einzelnen Spalten. „Ich nehme deine Entschuldigung an“, sage ich, als auch das letzte Stück verzehrt ist. „Wie heißt du?“ Sie sagt, dass sie Daphne heißt und seit ihrer Kindheit bei ihrem Großvater lebt. „Nur wir beide“, sagt sie. „Niemand konnte mir helfen.“

Ich verstehe sie nicht gleich. Aber das Entsetzen kehrt in ihr Gesicht zurück. „Als das Heer kam?“, frage ich tastend. Sie zuckt zurück. „Großvater sagt, das geschieht eben“, sagt sie mit schreckensgeweiteten Augen. „Ich soll es vergessen und gut.“ Ihre Arme schlingen sich um ihren Unterleib. „Aber ich kann es nicht“, fährt sie fort. Auf einmal weiß ich, was sie erlebt hat. Das Gleiche wie ich mit dem ... *Dieb*.

„Nein, das kann man nicht“, bestätige ich grimmig. „Ich wünschte, es gäbe keine Männer!“, stößt sie hasserfüllt hervor. Sie richtet sich auf und wirkt auf einmal stolz. „Weißt du“, sagt sie, „ich halte es mit Artemis.“ Mir geht vieles durch den Kopf. *Auch Hippolytos verehrt Artemis ... Amazonen ziehen gegen Athen ... Theseus ist ein Mann, um den es schade wäre ... Mein Bruder ...*

„Wer?“, rufe ich drängend. Ich packe Daphnes Schultern. „Wer von den Kriegern ...?“ Daphne beißt sich auf die Lippen. „Der König von Argos nicht“, sagt sie, „und Polyneikes von Theben ... auch nicht. Von den übrigen fünf *Herren* drei.“ Als ich gehe, hinterlasse ich mein Wort, ihr für das Obst und ihre Qual Genugtuung zu verschaffen. *Sieben gegen Theben*. Ich beginne zu ahnen, was das heißt.

## Mauern

Teiresias erwartet mich an einer beinahe unsichtbaren Wegkreuzung oberhalb von Theben.

Ich kenne den schmalen, vergessenen Pfad, der hier abzweigt und höher hinauf in die Berge führt. Unter einem Mantel aus Pflanzen und Staub ruhen dort die Ruinen der alten Burg des Kadmos. Zwischen ihnen und der Stadt liegt eine tiefe Schlucht. Keine Brücke führt hinüber. Ein gewundener Pfad führt tief in die Schlucht hinein und auf der anderen Seite wieder hoch.

„Teiresias, weißt du nicht weiter?“, rufe ich ihn an. Ich klinge schadenfroh. In Wahrheit bin ich froh. Vor uns liegt nicht nur Theben. Zwischen mir und Theben liegt ein Drache. Ein Heer, das mich mit Abscheu erfüllt. Räuber und Mörder, die mein eigener Bruder herbeigerufen hat. Ich bin sicher, er bereut es längst. Ich weiß, er fühlt sich wie ein Junge, der einen Stein vor Wut auf einen Felsen warf. Aber vermeintliche Fels war ein schlafender Drache. Einmal geweckt, will er nicht wieder Ruhe geben.

„Was siehst du?“, fragt Teiresias. Zaudernd suche ich mir einen Aussichtspunkt. „Ich wünschte, ich wäre blind“, sage ich. Rings um die siebentorige Stadtmauer hat sich wie eine zweite Mauer ein düsterer Ring von Kriegern gelagert. So viele sind sie und so stolz, dass sie nicht einmal ernsthaft Deckung suchen. Zwischen lichten Bäumen blitzen Rüstungen und Waffen. Ich sehe Helmbüsche wehen. Erst auf den zweiten Blick entdecke ich die weißen Tücher. Gegenüber den sieben Toren haben die sieben Heerführer ihre Feldherrenzelte aufgebaut. Sie zeigen keine Farben als nur das Weiß des Friedens.

Ich gebe Teiresias eine möglichst nüchterne Beschreibung. „Ja“, sagt er. „So viel erkenne ich, auch ohne hinzusehen.“ Wieder einmal ärgere ich mich über ihn. „Ich sagte: *weiß*“, betone ich. Teiresias starrt mit seinen hellblauen Augen durch mich hindurch. „Weiß oder schwarz“, Antigone“, sagt er gelangweilt. „In Wahrheit ... *rot wie Blut*.“ Ich mag ihn nicht nur nicht. Ich hasse ihn.

„Es ist Zeit für die Wahrheit“, sagt Teiresias. „Auf wessen Seite stehst du, Antigone?“ Ich streiche mir das Haar aus dem Gesicht. Vor einem Blinden kann ich manches wagen. „Ich will dasselbe wie Ismene“, sage ich fest. „Frieden für Theben. Frieden zwischen unseren Brüdern.“ Er schüttelt ungeduldig seinen Kopf. „Du redest in Widersprüchen, Mädchen“, sagt er abfällig. „Wie nicht anders zu erwarten war.“

Ich zögere, ihn stehen zu lassen, wie er es verdient. Die Nähe des Heeres macht mich ratlos. „Frieden für Theben“, sagt Teiresias mit der mitleidigen Geduld einer Mutter, die ihrem trotzigem Kleinkind zureden will. „Den gibt es nur mit König Kreion.“ Ich glaube, ich vergesse zu atmen. „Kreion ist ... *nicht* ... König“, sage ich gepresst. Teiresias hebt müde die Schultern. Zu meinem Entsetzen wiederholt er Vaters Fluch, den niemand außerhalb der Familie je gehört hat.

Die Söhne der frevlerischen Verbindung  
von Mutter und Kind  
enden im gottlosen Kampf.  
Sterben werden sie ruhmlos, beide,  
von der Hand ihres eigenen Bruders.

„Und dann“, sagt er, „bleibt nur noch Kreion.“ Die heisere Stimme des Alten schmerzt in meinen Ohren. „Warum nicht lieber ... *vorher*?“ Er presst die Lippen zusammen und strafft sich. Er zwingt sich selbst, seinen Worten zu glauben. „Überlege doch, *Prinzessin*“, fährt er fort und ich höre den Spott, mit dem er meinen Titel nennt. „Iokastes Kinder haben ihr Recht auf den Thron verwirkt. Iokastes Bruder allein ist ohne Schuld. Nur ihn können die Götter noch lieben.“ Ich wehre mich gegen die Beweisführung des Sehers. Und doch ist sie

vernünftig. „Wenn Kreion König wäre“, erläutert er, „so wären deine Brüder nicht länger Rivalen.“

Ich lache auf. „Nein, sondern sie würden gemeinsam über Onkel Kreion herfallen“, prophezeie ich. „Weißt du, warum, alter Mann? Sie halten ihn für einen schlechten König.“ Teiresias runzelt die Stirn. „Und Theben denkt wie sie“, ergänze ich. „Kreion hat eine Probe gegeben. Er hat sie nicht bestanden.“ Ich erwarte eine Bemerkung über den mangelnden politischen Weitblick von Mädchen. Stattdessen nimmt er meinen Einwand ernst. „Er braucht die Gunst des Volkes“, sagt Teiresias. „Und dann ... einen klugen Berater.“ Ich gebe den Widerstand auf. „Wenn zwei sich streiten ...“, murmele ich. Wir haben es als Kinder früh gelernt. Wann immer wir uns um ein Spielzeug zankten, nahm Mutter es uns weg. Wir sahen es niemals wieder.

„Ein Zeichen wäre gut“, sagt der Seher vor sich hin. „Ein Zeichen, dass die Götter Kreion wohlgesonnen sind. Fürwahr, ein wirklich starkes Zeichen.“ Wieder einmal streift mich der kalte Hauch des Unheils. In seinem dunklen Umhang, dürr, gebeugt, erinnert mich der Seher an Hades, den Totengott. Mit kalten Fingern packt er seine Opfer. Und niemals kehren sie wieder. Ich sehe meine Stadt in Trauer. Tot sehe ich meine Brüder. Tot einen fremden Mann mit weichen braunen Locken. Ich kenne ihn nicht. Und doch, im Grunde meines Herzens, liebe ich ihn.

Teiresias besteht darauf, den Pfad zu der Ruine hochzusteigen. Er sagt mir nicht, was er dort will. „Du musst mit“, erklärt er bloß. „Ein Blinder bricht sich leicht den Hals. Du kommst mit mir und musst mir schwören: Zu niemandem ein Wort von dem, was dort geschieht.“ Kopfschüttelnd gehe ich neben ihm. Ich kenne Kadmos' Burg. Da ist nichts, was sich zu verschweigen lohnt.

\*\*\*

Die Erinyen haben mich auf den Rücken geworfen und gefesselt. Ich liege wehrlos und vermeide es, sie anzusehen. Ich starre an die Decke der kleinen, engen Kammer. Ich sehe Persephones Hand und ihr Ohr. Und dann ... *ihr Herz*. Zuckend und zitternd schwebt es vor meinen Augen. „Nun werden wir sehen“, sagt die körperlose Stimme. Ich sehe, wie ein Messer, von unsichtbarer Hand geführt, das Herz mit einem Schnitt zerteilt. „Sieh“, kreischen die Erinyen. „Sieh hin und sag uns, was du siehst.“ Ich kämpfe mit meiner Ohnmacht. „Es ist Frevel, einer Göttin in ihr Herz zu blicken“, würge ich hervor. Sie aber kreischen wieder. Es ist ihre Art zu lachen. „Einer Göttin!“, wiederholen sie untereinander. „Hast du das gehört?“

„Welch eine Anmaßung!“, hält mir die Stimme vor. „Eine Göttin sein zu wollen! Als wärest nicht gerade du unendlich weit davon entfernt!“ Bei seinen Worten wird es in mir totenstill. „Es geht ... um ... mich?“, frage ich mit trockener Kehle. „Ist dies denn nicht das Herz der ... Königin?“ Ich sehe auf das zerteilte Gebilde. Nicht Blutstropfen fließen aus der Wunde. Sondern Tränen. „Deines!“, schleudern die Erinyen mir entgegen.

Ich spüre die Leere in meiner Brust. Da fehlt etwas. Aber ist es je ein Herz gewesen? Ismene spricht von Drachenzähnen. Mir schien es meistens wie ein ... *Kiesel*. „Sieh hin!“, befahlen die Erinyen wieder. „Sieh hin. Erzähl!“

\*\*\*

Schauernd betrachte ich die vergangene Pracht der Kadmosburg. Als Kind habe ich es spannend gefunden, mich in den Ruinen zu verstecken. Ismene flehte mich an, es nicht zu tun. Ich tat es umso lieber. Mutters Stock nahm ich in Kauf für einen Traum von Freiheit. Heute sehe ich, dass Kadmos' Festung labyrinthisch ist. Ein Mahnzeichen falscher Sicherheit, die sich am Ende selbst erstickt. „Kein Wunder“, sage ich, „dass hier die Sphinx den Helden ihre Fragen stellte.“ Teiresias wendet sich mir zu und sein Gesicht verrät Verwunderung. Er gibt mir Recht, als habe er meine Gedanken gelesen.

„Kadmos baute die Burg möglichst hoch, um so das Land im Blick zu haben“, erzählt Teiresias. „Amphion wusste es besser. Er zog in die Ebene. Dort lebt es sich bequemer. Den Weitblick aus der Höhe tauschte er mit Mauern, festen, unüberwindlichen Mauern, die nie ein Sterblicher durchdringen sollte.“ Er verzieht das Gesicht. „Kennst du den Mythos, Antigone?“, fragt er mit leiser, hohler Stimme. „Den Mythos von der Ewigkeit der Mauern?“

*Nur der, der über sie den Bann sprach,  
wird diese Mauern je zerstören können.*

„Apollon, der Weise“, sagte ich. Mein Ton ist gereizt. Es ist kein Frieden zwischen dem Herrn des Orakels und mir. „Apollon“, bestätigt Teiresias und nickt. Aber obwohl er ernst bleibt, höre ich ihn plötzlich kichern. Und dieses Kichern erinnert mich, erinnert mich ... *unheimlich* ... an ein sehr ... *verhasstes Lachen*. „Gut“, sage ich rasch. „Somit ist Theben sicher.“ Teiresias bleibt mir darauf die Antwort schuldig. Er murmelt unverständlich vor sich hin. „Was ist schon, wie es scheint ...?“, glaube ich zu hören. „Auch Weisheit ist in Wahrheit Torheit ...“

*Es ist ein Loch  
in Thebens Mauern.*

Ich kann nicht sagen, wer da spricht. Vielleicht die Angst in mir, der Schrecken der vereinten Heere. Teiresias ist plötzlich ungeduldig. „Rasch, Antigone!“, ruft er. „Jetzt zeige mir das Schlafgemach des alten Mythenkönigs Kadmos.“ Ich starre ihn bloß an. Zu unseren Füßen liegen Theben und ein Heer! Er aber ... besichtigt ... Ruinen? Ich kneife die Augen zusammen, um schärfer zu sehen. Kann es sein, Teiresias, dass du dich vor der eingeschlossenen Stadt genauso scheust wie ich?

Denn: das ist wahr. Auf einmal weiß ich es. Ich will um keinen Preis ... *hinein*. Ich weiß: Die Mauern schließen nicht nur aus. Sie schließen ein. Ich habe es stets gespürt. Doch nun macht es mir furchtbar Angst. „Teiresias“, bringe ich hervor, „du wolltest doch ... *hinein!*“ Ich packe seinen Stab. „Hör zu: Dann tu's! Geh jetzt nach Theben, geh zu meinem Bruder. Und sag Ismene, dass ich sie erwarte.“ Ich keuche fast, so dringlich ist mein jäh gefasster Plan. „Verrate keinem, dass ich hier bin“, bitte ich. „Nur meiner Schwester. Sie trifft mich ... in drei Tagen ... beim Artemision ...“ Der kleine Tempel ist mir eingefallen. Ismene wird ihn finden.

Teiresias streift meine Hand von seinem Stab. „Ja“, sagt er ruhig. „Das will ich tun. Doch nur – hast du mich nicht gehört? – wenn du mir jetzt das Schlafgemach des Kadmos zeigst.“ Ich unterdrücke einen Fluch. Was für ein Nerven tötend irrer alter Mann! Ich lasse mich auf die Bedingung ein. Grob nehme ich seinen Arm und führe ihn durch das Ruinenfeld.

Ich finde mich zurecht, ohne zu zögern. Das Schlafgemach des alten Königs lag an der Außenwand der Burg, nur einen Schritt entfernt vom Abgrund. Drei Wände stehen noch. Die vierte aber ist zerstört. Der Blick hinunter in die Schlucht nimmt dem, der oben steht, den

Atem. Zu nahe lauert an dem Ort der Ruhe und des Friedens das Verderben. „Da sind wir“, melde ich Teiresias. „Ein unbedachter Schritt genügt“, füge ich warnend hinzu. „Du wärst erlöst vom Leben, seiner Last und seiner ... *Blindheit*.“

Teiresias' tastender Stab kommt zur Ruhe. Wieder nimmt er meine Worte ernst und er versteht sie durch und durch. „Du irrst dich, Antigone“, sagt er schließlich. „Die Blindheit ist mir keine Last, von der erlöst zu werden ich mich sehne. Sie ist eine Gabe, die mich daran erinnert, dass einmal eine Königin sich sehr um mich gekümmert hat.“ Auf einmal ist ein glücklicher Glanz auf seinem alten, staubigen Gesicht. Ich denke an das, was man von Heras Zorn erzählt. Dass sie es war, der ihn mit Blindheit strafte. Entweder, denke ich, ist dieser Seher ein größerer Narr, als ich annahm, oder die Geschichte mit Hera ist vollkommen anders gewesen.

Ich trete mit voller Absicht nahe an den Abgrund. Ich schaue hinab in die Tiefe der Schlucht.

*Götter und was wir von ihnen wissen ...  
Ist dazwischen ein Graben wie dieser?*

Ich denke an Ismene und an ihre Versuche, unser Unglück zu erklären. Ich möchte sie fragen, was sie heute von Apollon denkt. Ismene fragen. Besser noch: Apollon selbst.

„Du wirst mich jetzt verlassen, Antigone“, sagt Teiresias. Er scheint zu lauschen. Ich aber höre nichts. Nicht einmal die Zikaden zirpen. Wenn er tatsächlich Hörbares vernimmt, so muss es *innen* sein, nicht außen. „Den Rest des Wegs gehe ich allein“, sagt er. „Er liegt im Dunklen, so dass mich meine Blindheit mich nicht behindern wird.“ Die Worte klingen zu verrückt, als dass sich Einspruch lohnte. Ich starre ihn nur an und wartet ab, ob er es spürt. „Du wirst jetzt fortgehen“, wiederholt er. „Und blickst nicht hinter dich noch lauschst. Denn höre: Wenn du nicht gehorchst, trifft dich ein Fluch, der schwerer wiegt als alles, was du schon erlitten hast.“

Ich will lachen, aber es gelingt mir nicht. Wie damals Mutters Wort, dass wir ihr *Schäferstündchen* nicht verraten dürften, so fest und bindend klingt, was mir der Alte sagt. „Tu, was du willst“, murmele ich schließlich. „Du liegst mir nicht am Herzen.“ Da lacht er leise. „Prinzessin, du hast noch einen weiten Weg zu gehen ...“ Da drehe ich mich um und gehe fort.

### **Das Loch in Thebens Mauer**

Ich kann nicht sagen, wie lange mich die Macht seines Verbots gefesselt hätte. Bevor ich die Ruinen hinter mir gelassen habe, ruft mein Pfau. Bis hierher ist er mir gefolgt, bald nah und bald mit großem Abstand. Auch Kadmos' Schlafgemach hat er mit mir betreten. Nun aber ist er dort zurückgeblieben. Ich zögere. Ich habe noch immer keinen Ruf für ihn und keinen Name. Ich locke ihn nicht. Doch er lockt mich. Ich husche rasch und unbedacht zurück. In einer der drei Wände, die noch stehen, ist eine Türöffnung erhalten. Von dort kann ich ihn sehen.

Der Seher ist noch da. Er wendet mir den Rücken. Er steht, wo ich ihn stehen ließ, als habe er sich nicht bewegt. Noch immer lauscht er und ich hüte mich, damit mein Atmen nichts verrät. Auf einmal hebt er seinen Arm und stößt den Stab ganz sacht auf eine der zerbrochenen Marmorplatten. Er murmelt dazu leise. „Im Namen der Herrin“, glaube ich zu verstehen. Ich

kann mich aber täuschen. Was es auch sei: das Klopfen und der Spruch vollbringen gleich darauf ein ... *Wunder*. Die Marmorplatte scheint sich aufzulösen. Der Seher wartet ungerührt. Ein Loch tut sich zu seinen Füßen auf, nur gerade groß genug für seinen mageren Körper. Ich höre deutlich, wie er „danke“ sagt. Dann bückt er sich und steigt hinab. Und staunend sehe ich ihn, Schritt für Schritt, verschwinden.

Mein Pfau hat, so wie ich, still zugeschaut. Jetzt aber hüpfert er hastig zu dem Loch. Verharrt am Rand und sieht zu mir. In seinen blanken Augen ruft es: „Komm!“ Ich warte aber noch. Wenn Mutters Stock mich eines lehrte, ist es dies: sich nie ertappen lassen.

Nach einer Weile aber kann ich nicht mehr widerstehen. Der Pfau scheint mich zu ziehen. Und meine Neugier kommt hinzu. Ich schleiche lautlos an das Loch. Da gähnt es wie ein Maul, erkennen kann ich nicht als Dunkelheit. Teiresias ist längst verschluckt. Ich höre keine Schritte. Ich fange an zu ahnen, dass dies der dunkle Weg nach Theben ist. Teiresias hat es gesagt: *Den Rest des Wegs gehe ich allein*. Er hat gesagt, dass ihm dabei sein Augenlicht nicht fehlen wird.

Mir zittern die Knie. Ich hocke mich hin. Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Finsternis und ich entdecke Stufen. Roh in den Fels gehauen führen sie hinab in eine unbestimmte Tiefe.

*Es ist ein Loch  
in Thebens Mauern.*

Fieber packt mich, als ich es bedenke: Kann dieser Gang hinab in die Schlucht und unterirdisch bis ins Herz von Theben führen? Einem *sterblichen* Baumeister wäre das nicht möglich, entgegnet mein Verstand. „Nein“, flüstere ich heiser vor Entsetzen. „Sondern nur Apoll.“ Ich erinnere mich an den Spruch, den der Seher auf den Lippen führte. Mit dem er mich ... *scheinbar* ... beruhigte.

*Nur der, der über sie den Bann sprach,  
wird Thebens Mauern je zerstören können.*

Ich habe keine Wahl mehr. Entschlossen hebe ich den Fuß und setze ihn auf die erste Stufe. Weitere Schritte tun sich wie von selbst. Ich bemühe mich, nicht an die Tiefe zu denken. Oder an die Enge. Oder die wachsende Finsternis. Der Pfau bleibt oben. Ich höre seinen leisen Ruf. Er sieht mir nach. Ich steige tiefer und tiefer. Eine Stufe ist wie die andere. Nichts ändert sich.

Eine Weile begleitet mich noch das Licht, das durch die Öffnung fällt. Die Luft riecht modrig. Boden und Wände sind feucht. Ich fühle, dass sie in den Fels hineingeschlagen sind. Uneben sind sie, hart und kantig. Der Schacht ist so eng, dass ich für beide Hände Stütze an den Seitenwänden finde. Als das letzte Licht verschwindet, lähmt mich einen Augenblick die Angst. Die Vorstellung, im Inneren eines Berges zu stecken, ohne Licht, ohne Luft, erinnert allzu sehr an einen schlimmen Traum. Kehr um, sagt in mir eine kluge Stimme. *Du kannst zurück*.

Ich lausche angestrengt. Unter mir, in der Ferne, erahne ich ein dumpfes Klicken. Der Stab des Sehers, denke ich. Er schreitet unbeirrt.

*Mitten ins Herz von Theben.*

Wieder einmal frage ich mich, was er will. *Nichts Gutes*, sagt mir meine Stimme. Ich versuche zu verstehen, was das heißt: Teiresias weiß um das Loch in Thebens Mauern. Er nutzt es, doch er sagt es nicht ... *Und lacht über Apollon*. Ich stutze. Über Apollon oder ... *über uns?*

„Nichts Gutes!“, rufe ich laut. Auf einmal habe genug. Ich weiß, ich muss den Gang verlassen. Ich muss ans Licht und laufen. Und wäre es zu ... *Polyneikes*. Hastig hebe ich den Fuß. Ich setze ihn auf die Stufe, die ich schon hinter mir gelassen habe. Da höre ich den Knall. Ich weiß, was er bedeutet. Auf der Stelle. Ohne nachzudenken und ohne nur zu zweifeln. Das Loch. Eingang und Ausgang. Die einzige Quelle des Lichts. Geschlossen. Abgeschnitten. Aus.

Es dauert eine Weile, bis ich die Starre des ersten Schreckens überwinde.

*Es muss nicht wahr sein.*

Der Pfau, sage ich mir, der Pfau ist noch oben. Er wartet. Er lockt. Er hätte mich aber nie in eine Falle gelockt. Schwer atmend erreiche ich die ersten Stufen wieder. Über mir ist Stein. Wie um mich. Wie überall. Alles ist gleich. Alles ist fest. Als wäre ... *niemals* ... in Thebens Mauern ein Loch gewesen. Ich keuche. Ich kämpfe mit dem Drang zu schreien. Zu weinen. Mich fallen zu lassen.

*Ich will hier heraus!*

Mein Verstand sagt mir, dass nichts verloren ist. Es gibt noch immer einen Weg. Und einen Ausgang. Ich kann Teiresias folgen. Bis ins Herz von Theben.

Ohne einen Rest von Licht im Rücken wirkt der enge Schacht wie der direkte Weg zum Tartaros. *Ich wünschte, ich wäre blind* ... Wie habe ich so etwas Dummes je sagen können? Ich bin schon endlos unterwegs, als ich auf einmal schwaches Licht erblicke. Es ist nicht viel mehr als ein helleres Schwarz inmitten vollkommener Schwärze. Es kommt vom Fels an meiner linken Seite. Ich kauere mich auf eine Stufe. Ich fange an zu tasten. Zuerst finde ich nichts. Dann aber scheint es mir, als sei ein Stück der Wand fast warm und weicher als der Rest.

Gips, es ist Gips. Jemand hat ein Loch im Fels im Nachhinein geschlossen. Mit Vaters stumpfem Messer mache ich mich an die Arbeit. Sie ist hart und mühselig. Aber ich gebe nicht auf. Es fühlt sich an wie eine letzte Hoffnung. Eine letzte Gelegenheit, Theben *nicht* zu betreten. Die Stadt mit den sieben geschlossenen Toren. Wer sagt mir, dass ich sie, wenn ich drinnen bin, je wieder verlasse?

Eiskalt berührt ein Hauch mein Herz und meine Haut. Und doch: Die Luft im Schacht bewegt sich nicht. Ich fühle einen Schmerz, der anders ist als alle Schmerzen, die ich sonst ausgestanden habe. Brennen war anders. Fiebern war anders. Wunden sind vollkommen anders. Dies ist wie ein Abschied. Nicht wie ein Abschied von Menschen, die ich liebe. Das wäre schlimm genug. Oder wie ein Abschied von einer lang gehegten Hoffnung. Das wäre noch schlimmer. Nein. Sondern dies ist das Schlimmste: Abschied von mir selbst.

Vaters Messer zittert in meiner Hand. Ich lasse es fallen. Als ich es wieder aufheben will, stoße ich mit der Stirn an die Gipswand, die ich mit Hast und Ungeduld bearbeite. Es tut weh. Ich verharre so, den Kopf an die Wand gepresst, und fange an zu weinen. Gipsgeruch steigt

mir in die Nase. Er ist ein wenig feucht, wie alles in diesem albtraumhaften Tunnel. Dennoch hat es da, wo ich gekratzt habe, auch gestaubt. Feuchte und Staub. Es ist eine Mischung, die den Magen umdreht und die Nase reizt. Ich niese und würgen, während ich weine.

Als die Wand, an die ich mich lehne, nachgibt, habe ich keine Kraft mehr für Staunen oder Freude. Ich kippe vorwärts und lande beinahe weich. Zögernd strecke ich die Hände aus und taste. Ich liege auf Fels. Zugleich auf Erde. Auf Erde mit einem Hauch von Grün. Vor mir steht der Pfauenhahn. Er legt den Kopf schräg und schaut mich blinzelnd an. „Na also“, sagt sein blanker Blick.

Ich befinde mich in einer großen Höhle. Sie hat die Form eines Eis. Durch einen Spalt in der hohen Decke fällt Tageslicht. Ein schmales Rinnsal sickert aus dem Fels und sammelt sein Wasser in einem flachen Becken in der Mitte. Die Luft ist frisch. Lange Zeit sitze ich still da und genieße es einfach das Atmen. Und das Licht. Ich habe mich unter den Spalt gesetzt, genau darunter. Ich kann mir einbilden, die Kraft der Sonne zu spüren und ihre Strahlen auf meinen Armen. Der Pfau, neben mir, putzt gelassen seine Federn.

Später probiere ich das Wasser. Es ist kühl und klar. Es schmeckt herrlich. Im Zweilicht sehe ich mein Spiegelbild. Ich habe mich lange nicht betrachtet. Die Narben sind so hässlich wie immer. Hinzu kommt eine Platzwunde auf der Stirn. Mein Gesicht ist verschmiert von einer Mischung aus Blut und Tränen. Meine Wangen sind eingefallen, die Lippen schmal und blutlos. Die Augen liegen umschattet in ihren Höhlen. Und doch erschrecke ich nicht. Ich schiebe das Haar nach hinten und halte meinen Anblick aus. „Chaire, Antigone“, flüstere ich mir zu. „Du hast es durchgestanden.“ Ein weiteres Stück auf dem Weg, von dem Teiresias sagte, er sei noch lang.

### **Liebe, unverhofft**

Wieder einmal richte ich mich aufs Warten ein. Ich sage: *Meine Grotte, mein See*. Mein Lager, meine Kochstelle, meine Vorratskammer. Ich habe herausgefunden, wo ich bin. Hinter dem Loch in der Gipswand mag der albtraumhafte Schacht wohl endlos tiefer führen. Vor mir hat die Grotte einen schmalen Spalt, durch den ich mich mit Mühe zwingen kann. Ein natürlicher Tunnel, ähnlich eng wie hinter mir der künstliche, führt aus dem Berg heraus. Der Weg ist kurz und beinahe eben. Seine Mündung verbirgt sich hinter dichtem Gebüsch. Wenn ich daraus auftauche, stehe ich in der Felswand, ungefähr auf halbem Weg zwischen den Ruinen der Kadmosburg und dem Boden der Schlucht. Ein schmaler, steiler Weg schlängelt sich, nicht weit entfernt, in die Tiefe. Oder schraubt sich hinauf. Je nachdem, wie man es betrachtet.

Es fällt mir nicht schwer, den Pfad zu erreichen und zu den Ruinen hinaufzusteigen. Ich tue es und suche nach Spuren von Teiresias und von mir. Ich finde nichts. Die Marmorplatte, die unter dem Stab und Spruch des Sehers zum Loch geworden war, wirkt unberührt und unauffällig. Ich versuche nicht, sie zu bewegen. Ich kehre um. Der Pfau ist nicht erst mitgekommen. Mit wilden Oliven, Feigen und Wurzeln im Beutel kehre ich in die Grotte zurück. Ich danke ihr Schutz und Ruhe. Ich bin froh. Der Pfau schlägt ein Rad. Für mich.

Ich lasse mir Zeit, mich zu besinnen. Bis zu dem Treffen mit Ismene will ich nichts sonst tun als zu mir kommen. Nur selten denke ich an das Loch in Thebens Mauern. Wenn niemand als Teiresias es sehen kann, noch öffnen, *sollte* Theben sicher sein. Es sei denn, dass der Seher schlimmer wäre, als ich glaube. Doch worauf ... *worauf* ist er aus? Er hat gesagt, er sei für

Kreion. Zu Thebens Wohl und Frieden. Dann wird er Theben nicht verraten. Ich frage mich, mit wem ich mich beraten könnte. Ich schiebe die Frage zur Seite und beschließe abzuwarten, was Ismene mir zu sagen hat.

Ich wasche meine Kleider und bringe in Ordnung, was ich habe. Viel ist es nicht. Für eine Prinzessin nicht und sonst nicht. Außer den Männerkleidern, die Antiope mir geschenkt hat, besitze ich noch das Gewand einer Dienerin und die gelbe Seide des Theseus. Sie ist so zerfetzt, dass ich sie nie mehr tragen kann. Als Kopfkissen ist sie mir gerade recht, auf meinem Lager, das ich unter dem Gipsloch errichte. Ich streichele den glatten Stoff und stelle mir vor, es wäre *Haut*. Die Haut eines geliebten Mannes. Oder eines eigenen ... *Kindes*.

Ich habe außerdem noch Mutters Beutel, in dem ich einst die Kette mit mir trug. Bis auf einige Armreifen, Spangen und einen Kamm ist er leer. In ein Tuch gewickelt trage ich die Herafigur bei mir. Auch sie darf jetzt ans Licht. Ich stelle sie am Kopf des Lagers auf. Dort hat sie auch in meiner Kindheit stets gestanden. Und mit dem Tuch verhänge ich das Loch, das zum Geheimgang führt.

Ich wasche mein Haar und flechte es feucht. Als es getrocknet ist und ich die Flechten löse, ist es welliger und wirrer denn je. Eine Flut roter Flammen. „Eigentlich schön“, sage ich dem Pfau, der mich beäugt. „Doch nur für den, der mutig ist. Die meisten ziehen ja das Glatte und das Matte vor.“ Ich ziehe das alte Dienerinnengewand an und binde es mit einem Band von meinem Bündel. Ich befestige Mutters Beutel daran und schließlich auch die Flöte. Dann sehe ich wieder in den Spiegel meines Sees und fühle mich zum ersten Mal seit langer Zeit als Mädchen. Ich könnte spielen und tanzen. So fühle ich mich. Ich hebe schon die Arme. Und lasse sie doch wieder sinken.

*Ich wüsste nicht, für wen ...*

„Bilde dir nichts ein“, sage ich dem Pfau, der still am Wasser steht und schaut. „Ich will mich nicht aus Einsamkeit ... *in dich* verlieben.“ Er lässt ein leises Gurren hören. Sein Kopf ruckt vor und zurück. Dann hält er still, als ob er lauscht. Ich lausche auch. Da ist nichts, sage ich mir. Und höre es leise knacken.

*Da schleicht sich einer an.*

Das Geräusch ist nicht aus dem Schacht gekommen. Es kommt von vorn, vom Pfad her, von der Schlucht. Der Ring der Belagerer fällt mir ein. Sie könnten die Gegend durchstreifen, auf der Suche nach geheimen Gängen. Auf der Jagd nach ... *Geiseln*. Vaters Messer ist in meinem Bündel. Ich krame es hervor und halte es entschlossen in der Hand.

*Ein Messer statt der Flöte.  
Hera, ist das ... Leben?*

Der Pfau verbirgt sich in der Nische hinter meinem Lager. Er steckt den Kopf in sein Gefieder und rührt sich lange nicht. Ich schleiche mich auf Zehenspitzen an den Spalt. Ich warte atemlos. Ich höre tastende Hände, schleichende Schritte. Ich höre einen Fremden atmen.

*Vielleicht geht er vorbei.*

Da atmet er tief ein und schiebt sich durch den engen Eingang. Ich halte ihm das Messer an den Hals. Ich drohe. Er ergibt sich. Ich atme auf. Ich nenne ihn Feigling. Ich habe flüchtig den Eindruck von einem jungen Mann in groben, schäbigen Kleidern. Müde, ohne Ehrgeiz.

*Mit weichen braunen Locken.*

Ich passe einen Herzschlag lang nicht auf. Da schlägt er mir das Messer aus der Hand. Ehe ich weiß, was geschieht, liege ich am Boden. Unter ihm.

*Hera! Nur das nicht!*

Ich denke an das Mädchen im Orangerhain. Daphne. *Nur das nicht.* Ich habe ihn Feigling genannt. Müde, ohne Ehrgeiz, habe ich gedacht. Ich spüre, er ist zäh. Ein Krieger ist er nicht. Er sieht mich an. Mein Haar lässt mich im Stich. Er sieht in mein Gesicht. Er sieht es ungeschützt. Mit angehaltenem Atem warte ich auf das Erschrecken in seinen Augen, braun wie Nüsse. Auf Abscheu oder Spott, im besten Fall noch Mitleid. *Nichts davon.* Es kommt mir eher vor wie ein ... *Erkennen.*

Er nickt, steht auf und stellt sich vor den Spalt im Fels. „Du kannst gehen“, sagt er, und dass er mit Mädchen nicht kämpft. Eingebildet klingt er. Meinen Trotz müsste er wecken. Aber ich bin noch allzu benommen von dem Überfall. Und auch von dem, was ich in seinen Augen sehe.

*Was ich ... nicht ... sehe.*

*Und was ich sehe.*

Es kommt mir vor, als fände er mich ... *schön.* Ich kreuze die Arme in einer müden Nachahmung von Trotz und sage, dass ich bleibe. Zugleich überfällt mich der Wunsch, auch er möge ... *bleiben.* Hastig biete ich ihm Tee an, ihm, dem Fremden. Der mich zu Boden warf und aufstehen ließ. Der mich ansieht, ohne verlegen zu werden. Den ich nicht kenne. Und doch vielleicht viel besser als mich selbst.

Er nimmt mein Angebot wie selbstverständlich an. Er wünscht sich außerdem ein Lied. Wir sprechen nicht von draußen, nicht von dem, was uns zur Flucht getrieben hat, in diese raue, kalte Höhle. Wir glauben einander die einfache Tracht, die bloßen Füße und die Einfalt. Wir lassen einander gewöhnliche Sterbliche sein, obwohl ein Kratzer an der Oberfläche reicht, die Wahrheit zu erkennen. Er spricht wie ich. Sein Trotz ist meinem ebenbürtig. Sein feines Lächeln, seine Augen verraten vieles über ihn. Er weiß, was keiner wissen will. Wir aber tun, als wären wir blind und taub. Und sind einander nichts als Ziegenhirten.

„Meny“, sagt er knapp, als ich nach seinem Namen frage. Ich sage meinen nicht.

*Du sollst ihn selber finden.*

*Wenn du ... wiederkommst ...*

Er scheint nicht gern zu gehen. Der Tee ist ausgetrunken. Mein Lied ist längst verklungen. Er steht am Felsspalt, lauscht nach draußen. „Fürchtest du dich?“, frage ich ihn. „Ja“, sagt er. Und dann ist er fort.

## **Priesterin der Artemis**

Am dritten Tag finde ich mich früh am Artemision ein. Die Wege auf dem Hügel sind für mich nicht länger labyrinthisch. Ich bin geübt im Suchen und im Finden. Der kleine Tempel sieht gepflegter aus, als ich ihn in Erinnerung habe. Ich finde sogar frische Blumen. Nachdenklich setze ich mich auf die Stufen. Ich habe an diesem Morgen viel Geduld. Alles, was ich will, ist träumen. Denn ich bin verliebt.

Ich bin so klar, so eindeutig verliebt, dass ich den Namen Theseus nicht mehr kenne. Einen Vater mag ich in ihm gesucht haben, einen stärkeren als Oidipous. Auf keinen Fall den Mann. Das weiß ich, seit ich in der Grotte bin. Seit Meny und seit seinem Kuss. So neu, so kurz. Schon eine Ewigkeit.

Denn Meny ist zurückgekommen. *Voll Ungeduld wie ich.* Bereits am nächsten Morgen ist er wieder da gewesen. Und wiederum auf einen Becher Tee und für ein Lied. Das Lied hat diesmal er gespielt, ein Liebeslied, auf meiner Flöte. Es hat mir sehr gefallen. Zum Abschied nannte er mir meinen Namen und küsste mich mit allem Ernst und aller Wärme, von denen ich stets ahnte, dass es sie geben muss.

Ismene kommt früher als erwartet. Und als sie kommt, ist sie verwandelt. Mir scheint, der kleine Tempel wird bei ihrem Nahen lichter. Er öffnet sich und dehnt sich ihr entgegen. Sie neigt sich vor der Göttin, bevor sie mich begrüßt. Ich weiß, die frischen Blumen sind von ihr.

Dann steht Ismene vor mir, nicht atemlos und nicht erschrocken wie so oft. Sie nickt mir würdig zu und lässt allein die Hände sich berühren. „Ein guter Ort, Antigone“, sagt sie, „für eine kurze Zeit. Und gut, dass du gekommen bist.“ Ich mustere meine Schwester mit Staunen. Sie trägt die schlichten Kleider eines Jägers, nicht anders als vor kurzem Daphne. Und doch ist da ein Unterschied, kaum sichtbar, aber nicht zu übersehen. Daphne ist ein Mädchen, Ismene aber ... „Priesterin ...“, sage ich staunend. „Ismene, bist du Priesterin geworden?“

Sie lächelt nicht. Sie neigt nur still den Kopf. „Kreion hat es mir erlaubt“, sagt sie, „und hofft nun umso mehr, dass du das Wort, das dich an Haimon bindet, halten wirst.“ Ich traue meinen Ohren nicht. Alles, was sie sagt, ist falsch. Als ob der Onkel zu befehlen hätte. Als ob ich jemals eingewilligt hätte, einen Prinzen zu heiraten, den ich nicht kenne und nicht kennen lernen will. Meny hat mir gesagt, was er von solchen Ehen hält.

*Es ist nicht Liebe.*

„Ich höre immer Kreion ...“, murmele ich abgelenkt. „Ismene, wegen Polyneikes bin ich hier. Was kann ich ihm von unserem anderen Bruder sagen?“ Meine Schwester schüttelt unwillig den Kopf. „Beide müssen sie verzichten, Antigone“, sagt sie. „Iokastes Kinder können nie mehr Herrscher sein.“ Auch sie erinnert sich an Oidipous' bittere Worte.

Die Söhne der frevlerischen Verbindung  
von Mutter und Kind  
enden im gottlosen Kampf.  
Sterben werden sie ruhmlos, beide,  
von der Hand ihres eigenen Bruders.

„Kreion allein ist ohne Schuld“, fährt sie dann fort. „Ihn können noch die Götter lieben. Ihn und nach ihm seine Söhne.“ Ich habe das unangenehme Gefühl, das gleiche Gespräch schon einmal geführt zu haben. „Kreion ist ein schlechter König“, sage ich wieder. „Er hat es schon

bewiesen.“ Ismene hebt die Hand zu einer wegwerfenden Bewegung. „Er wird kluge Berater haben“, sagt sie. „Haimon, dein Bräutigam, ist glänzend ausgebildet in Politik und auch in Herrscherweisheit.“

Ich runzele die Stirn. „Ich höre Teiresias aus dir sprechen, Ismene“, sage ich. „Wie hat er es so rasch geschafft, dein Denken zu verbiegen?“ Ismene kommt kaum merklich aus der Fassung. „Teiresias ist der Mund der höchsten Götter“, sagt sie mit Leidenschaft. „Du schmeichelst mir, wenn du mich so in seine Nähe rückst.“ Ich lache auf. „So habe ich es nicht gemeint“, versichere ich ihr.

Meine Schwester setzt sich endlich zu mir. Den Pfau, der in der Nähe in der Erde scharrt, betrachtet sie befremdet. „Deiner?“, fragt sie schließlich. Ich hebe meine Schultern. „Seit Kolonos ist er bei mir“, entgegne ich. „Mein Tröster in der Einsamkeit.“ Ismene rückt ein wenig von mir weg. Was ich zu leiden habe, will sie nicht gern hören. „Nicht mehr lange, Antigone“, sagt sie rasch. „Du kehrst zurück und nimmst den Platz einer Prinzessin ein.“

Die Ungeduld nimmt überhand. Ich fasse sie an beiden Oberarmen. „Ismene, wenn du wüsstest ...!“ Ich sehe ihr Gesicht. Es wirkt noch immer seltsam unberührt vom Leben. Ich möchte ihr begreiflich machen, wie sehr ein Kuss die Welt verwandelt. Dass er die Hirtin zur Prinzessin macht. Dass aber die Prinzessin ... *dann* nichts mehr wünscht, als dass sie Hirtin bleibt für immer.

„Sag nicht, dass es wahr ist!“, ruft plötzlich Ismene. „Antigone, nein!“ Sie macht sich von mir los und packt mich ihrerseits. Sie schüttelt mich. Dann wendet sie sich weinend ab. „Ismene ...“ Was kann sie denn wissen? „Ismene, was soll wahr sein?“, frage ich.

Ismene schluchzt. „Man sagt, dass du und Theseus ...“, beginnt sie voll Verzweiflung. „Man sagt, dass du die Schuld trägst, dass er nun ... die eigene Frau ... erschlagen hat.“ Ich lache auf vor lauter Überraschung. „Was?“, bringe ich hervor. „Was redest du von Theseus?“ Ich ringe nach Luft. „Und was ... habe ich ... damit zu tun?“

Ich erinnere mich an die Worte des Sehers. *Die Königin der Amazonen erklärte Theseus den Krieg.* Ich sehe Antiopes Olivenaugen vor mir, randvoll mit Hass auf Athens König. Ich sehe Hippolyte, die Helle, die Strahlende – und sehe sie ... tot? „Wieso Hippolyte?“, flüstere ich. Ismene sagt, es sei ein unheilvolles Missverständnis.

Als die Amazonen die Stadt bestürmen wollten, ließ Theseus eine Nachricht schicken. Er wisse, ließ er sagen, nur ihm persönlich gelte Antiopes Hass, und nicht Athen. So schlage er statt Krieg den Zweikampf vor. Die Königin nahm an. Der Kampf war abgemacht und feierlich erklärte man, dass, wer auch immer siegen würde, am Ende Frieden zwischen beiden Völkern sei. Die Königin erschien zum Kampf mit einem Helm und einer Maske. Der König kämpfte ungeschützt.

Bald zeigte sich: Sie waren ebenbürtige Gegner. Kein Hieb, der nicht pariert, kein Widerstand, der nicht gebrochen wurde. Das Ringen dehnte sich. Die beiden waren zäh und niemand wollte unterliegen. In seiner Not rief Theseus laut Athene. Und rammte seine Lanze mit einem letzten, lauten Schrei der Amazone in die Brust. Selbst schwer verletzt zog er der Toten die Maske vom Gesicht. Da war es ...

„Hippolyte“, sagt Ismene und sieht mich strafend an. „Es heißt, dass sie darauf bestand, an Antiopes Statt zu kämpfen. Es heißt, dass sie den Ehemann bestrafen wollte, der untreu wurde, Antigone, ... *deinetwegen*.“

Ich bin zu sehr betroffen, um Hintergründe zu begreifen. „Ich habe ... ihn ... nie ... geliebt“, stottere ich. „Ja aber ...“ Der Blick meiner Schwester wird härter. „Warum aber dann?“ Ich verliere die Beherrschung. „Was denn, Ismene?“, schreie ich. „Nichts!“ So wie wir jetzt einander gegenüber stehen, voll Zorn und nahe daran, Unsagbares zu sagen, so haben unsere Brüder einst im Garten des Palasts einander ins Visier genommen. Es endete damit, dass meine Nase brach und unsere Brüder Frieden schworen.

Bruder, ich will König sein.  
Doch niemals, Bruder, dein Feind  
noch dein Mörder.  
Die Götter mögen mich hören.  
Ihrer Rache bin ich verfallen,  
wenn mein Versprechen  
einmal zerbricht.

Unbewusst tasten meine Finger nach meiner Nase. Ismenes Züge werden weicher. „Eteokles hört nicht auf mich“, sagt sie leise. „Und auch nicht auf Teiresias.“ Sie zeigt mir ihre leeren Hände. „Die einzige Botschaft, die ich dir melden kann: dass Polyneikes die Argiver auf schnellstem Weg nach Hause schicken soll. Nur dann räumt ihm sein Bruder, sobald die Zeit gekommen ist, den Thron.“ Ich atme auf. „Das ist doch gut!“, sage ich. „Ich werde es ... *bestellen*.“

Ismene lässt mich ratlos, als sie nur wenig später geht. Sie ist mir fremd geworden und ich bezichtige dafür den alten Wolf Teiresias. Wie sonst erkläre ich die Mischung aus Starre, Strenge, Unschuld und Geduld, die sie verwandelt hat.

*Sie ist wie unsere Mutter.*

Ismene hat mir Speisen mitgebracht. Brot, Früchte. Sogar Fleisch. Aber ich habe keinen Hunger. Ich trage alles in die Grotte. Obwohl noch heller Tag ist, krieche ich auf mein Lager. Ich schmiege mich eng an die gelbe Seide und denke nur an Meny. Ich träume, er gehe an meiner Seite zu Polyneikes. Sein Arm läge auf meiner Schulter und alle Krieger, die junge Mädchen sonst bedrängen, wichen zurück und wüssten, ich sei, durch unsere Liebe, für alle unantastbar.

## **Die Maske**

Das Herz ist zerfleischt. Nie wieder wird es heilen. Sein Inneres liegt offen. Der Name Meny klingt aus jeder Falte. Versiegelt durch den Schmerz, der später erst die Liebe lähmte. Zwei der Erinyen suchen grimmig weiter. Tief eingegraben in die Wurzeln meines Herzen sind außerdem mein Vater, meine Brüder und Ismene. Weiter am Rande haben Freundinnen und Kameraden ihren Eindruck hinterlassen. Ich ahne Theseus unter ihnen. „Was sucht ihr denn?“, will ich dazwischen fragen. „Vielleicht kann ich euch helfen.“ Sie lassen sich nicht unterbrechen. Die kalte, tote Stimme fragt mit spöttischer Verwunderung: „Du?“ Die Frage tut so weh wie alles andere, was im Raum der Totenkönigin mit mir geschieht. „Dieses Herz“,

sage ich zaghaft, „ist immer noch ein Teil von mir.“ Ich weiß, dass meine Worte wie eine Frage klingen. Sie ist wohl keine Antwort wert.

Ich sehe hilflos weiter zu. So viel erkenne ich: Allein den verborgensten Wurzeln sind sie auf der Spur. Selbst Oidipous, selbst Polyneikes bleiben unbeachtet liegen. Noch tiefer graben sie, so tief wie meine Seele. „Hera!“, rufe ich, als ich es nicht länger ertrage. Ich habe den Namen meiner Herrin so lange wie möglich geschont. Ich weiß, dass diese Welt ihr fremd ist und dass die Götter des Olymp sich vor dem Reich des Hades scheuen.

Die Erinyen kreischen auf und halten inne. Die kalte Stimme schnaubt vor Ärger. „Was wagst du, Frevlerin?“, fährt mich der Totenkönig an. „Ich glaube nicht, dass meine Herrin will, was hier geschieht“, sage ich deutlich. „Wenn ich die Qual der Schuldigen verdiente, dann hätte sie mich nie in ihrem Haus geduldet.“

Anscheinend ist mein Einwand gut. Die Fesseln, die mich halten, lockern sich. Die Erinyen warten still auf Weisung. Die Stimme schweigt für eine Weile. „Nicht auf Heras Wort“, gesteht mir Hades zu, „bist du bei uns. Du kamst nach deiner eigenen Wahl. Und es geschieht dir nur, was du verlangtest. Deine drei Fragen, Antigone: Wir brechen Bahn für Antworten.“ Ich verstehe ihn nicht, zumal ich meine Fragen noch nicht stellte. „In meinem Herzen?“, frage ich. „Wo sonst?“, sagt er und klingt, als ob er bitter lächelt.

„In Heras Namen“, sage ich. „Geht sanfter mit mir um.“ Ich hebe den Kopf und sehe den Erinyen in die Fratzen. „Ihr sucht das Geheimnis meines Herzens?“, frage ich. „Ich sage: Mit einem Messer findet ihr es nicht.“ Die Erinyen sehen fast verzweifelt aus. „Was ist mit Theseus?“, fragt die eine. „Wir wollen Theseus an dir rächen“, sagt die zweite. Die dritte, die mich hält, sagt: „Und Hippolyte dann an ihm.“

Ich wende mich der dritten zu. Auch ihr Gesicht ist eine Fratze. „Ich weiß noch immer nicht, warum sich Hippolyte gegen Theseus wandte“, sage ich. „Ich weiß nur, dass von da an ihm das Unheil folgte.“ Da nimmt die Rachegöttin ihre Maske ab. Ich sehe, wie sich die verzerrten Züge glätten. Jenseits des Hasses und des Rachedursts erkenne ich, an Augen wie ein Quell und Haaren wie ein Weizenfeld, die schöne Hippolyte.

## Der Verdacht

Ich setze mich auf. Die Wände der engen Kammer werden weit. Auf einmal sehe ich Sonnenlicht. Ich reibe mir die Augen und spüre, dass ich wieder jung – *und wieder sterblich* – bin. Ich bin nicht mehr im Tartaros. Ich bin nicht mehr im Heute. Ich sehe zurück und sehe, wie ich war. Damals in Athen, an jenem einen, langen Tag.

\*\*\*

Ich hockte auf den Stufen vor dem Parthenon, vor Pallas Athenes gewaltigem Tempel. Ich trug gelbe Seide und im Herzen gelbe Eifersucht. Vor mir stand Hippolyte, schön und voller Leben. Sie lächelte. Nah wie eine Mutter könnte sie mir sein, gütiger als Iokaste. Und doch stand zwischen uns der eine, der uns trennte, ihr Mann und mein Begleiter. Theseus.

„Ich sehe, dass du eifersüchtig bist“, sprach Hippolyte. „Ich glaube aber doch, du quälst dich ohne Grund. Ich tue dir kein Unrecht. Ich liebe meinen Ehemann.“ Sie hob die Hand, bevor ich unterbrechen konnte. „Und er liebt mich“, fügte sie gewiss hinzu. „Dich aber sieht er nur

als Freundin, als Tochter seines Freundes. Du irrst dich, wenn du meinst, du könntest ihn besitzen, wenn ich nur nicht im Wege stände.“ Ich hob den Kopf und lächelte sie an. Es war ein böses Lächeln. Nicht das meine. „Und warum, Hippolyte“, sagte ich, „trage ich *deine* Seide?“

\*\*\*

An dieser Stelle unterbreche ich. „Das habe ich dir nie gesagt!“, rufe ich laut. „Und doch habe ich es gehört“, sagt sie. „Es hat mich sehr verletzt.“

\*\*\*

Ich hockte auf dem Ehebett, das Theseus und Hippolyte teilten. Hippolyte kniete vor ihrer Truhe und suchte für mich Kleider. Ich spürte: Sie fürchtete den Hain der Eumeniden mehr als ich. „Du solltest deinen Vater alleine gehen lassen“, sagte sie. „Es ist ja seine Wahl, nicht deine.“ Ich streichelte die Decke, die Theseus' Haut berührte, wenn er schlief. „Stets war es seine Wahl“, entgegnete ich leise. „Und doch: Wäre ich ihm nicht gefolgt, ich hätte Theseus nie gefunden.“ Hippolyte verlor ihr Gleichgewicht. „Wie meinst du das: *gefunden*?“ Ich nahm die Decke auf und zog sie langsam um die Schultern. „Ich meine“, sagte ich und hüllte mich ganz ein, „dass es kein Zufall war. Und mehr als Freundschaft ohnehin.“

\*\*\*

„Das habe ich nie gesagt!“, wiederhole ich dringlicher. „Und doch habe ich es ... deutlich ... gehört“, sagt sie. „Es traf mich in der Seele.“

\*\*\*

Ich lag auf einer weichen Liege. Ich ruhte nach dem Bad, das ich auf Hippolytes Einladung genommen hatte. Eine Dienerin kam mit duftender Salbe. „Wie mager du bist“, sagte Hippolyte. Sie war in ein dickes Tuch gehüllt, die Haare nass wie meine, und sah voll Mitleid meinen Körper. „Ich gebe dir, was immer satt ... *und dick* macht, mit auf den Weg nach Kolonos.“ Ich dachte an den Bach, in dem ich jene Nacht in Baukis' Hütte von meiner Haut herunterspülen ließ. „Du bist sehr freundlich, Hippolyte“, sagte ich. „Jedoch ich bleibe lieber, wie ich bin. Wie kann denn hässlich sein, wonach dein Mann sich so sehr sehnte?“ Sie ließ ihr Tuch zu Boden gleiten. Sie zitterte vor Zorn. „Was willst du sagen?“, fuhr sie auf los. Und dann, ein wenig ruhiger: „Sag mir nichts!“ Ich aber sprach voll Sehnsucht von den Morgen und dem Bach und einer Blumenwiese, die mir und Theseus ganz allein gehörte.

\*\*\*

„Das habe ich nie gesagt!“, flüstere ich. „Und es ist ... nie ... wahr ... gewesen.“ Sie sieht mich lange an. „Und doch war es zu fühlen“, sagt sie. „Ich sah dir an, dass es so war.“ Sie seufzt. „Es tötete ... beinahe ... meine Liebe.“

\*\*\*

Ich war schon lange Zeit im Hain von Kolonos, da rief mich eines Morgens der Klang eines Horns. Ich lief zur Schwelle und fand Hippolyte auf ihrer Schimmelstute sitzen. „Chaire, Antigone“ sagte sie lächelnd. „Wie geht es dir, Mädchen? Hältst du es noch aus?“ Ich sah sie an und dachte daran, wie viel schöner es wäre, wenn Theseus selbst nach mir sähe. „Ich weiß,

was du denkst“, sagte sie. „Dann weißt du wohl auch“, sagte ich, „warum ich Theseus sehen will?“ Hippolyte verbarg ihren Ärger in einem Lachen. „Du verehrst ihn wie einen Vater“, meinte sie. „Ja“, sagte ich. „Als den Vater meines Kindes.“

\*\*\*

„Aber das habe ich niemals gesagt!“, sage ich. „Ja, nicht einmal gesehen habe ich dich, seitdem ich Theseus' Stadt verließ.“ Sie sieht mich still an. „Das hat mich getötet“, sagt sie. Sie wendet sich ab. Sie glaubt, es sei alles gesagt. „Hippolyte ...“ Ich flehe sie an. „Es ist nicht wahr, Hippolyte.“ Mit einer müden Bewegung legt sie die Hände auf ihre Ohren. Ich lege meine darüber und ziehe die ihren weg. „Es ... ist ... *nicht* ... wahr“, sage ich in die Ohren, die nichts mehr hören wollen. „Ich glaube dir nicht, Antigone“, sagt sie. Ihre Ohren kann ich zwingen zu hören. Aber auf ihrem Herzen liegt ein Stein. Den kann ich nicht bewegen.

„Hör zu“, sage ich und ahne schon, dass es vergebens ist. „Das mit dem Kind war anders.“ Atemlos erzähle ich von Theseus, dem anderen, dem Enkel jener beiden Alten. Sie lacht mich aus, als ich die Namen nenne. „Philemon und Baukis“, sagt sie, „das ist ein Mythos. Du kannst sie nicht getroffen haben.“ Ich verstehe diesen Einwand nicht. Doch scheint es mir besser, nicht zu streiten.

„Verstehst du nicht?“, beharre ich. „Dass der Verdacht auf mich und Theseus fiel, hat Antiope so ersonnen. Ihr Plan ist es gewesen, seit sie dich besuchte: Dir deine Liebe zu verderben, damit du heimkommst und damit du dich an Theseus rächst.“ Hippolyte sieht noch immer ungerührt verschlossen aus. „Antiope“, sagt sie, „hat mir Theseus nicht genommen. Das warst alleine du.“

Sie wendet sich endgültig ab. Sie zieht den engen Nesselmantel noch enger um die Schultern und öffnet jene schwarze Tür, vor der noch immer Python harren sollte. Sie öffnet sie und tritt hinaus. Der Weg ist, scheint mir, frei. Ich glaube nicht, dass ich ihr folgen darf. Doch als ich es versuche, bin ich frei. Ich lasse leicht mein Herz zurück und schwerer Persephone. Sie war es, die mich rettete. Ich ahne, dass sie nun dafür bezahlt.

Wichtiger jedoch ist, Hippolyte nachzugehen. Ich muss sie überzeugen. Ich achte weder auf den dunklen Pfad, den ich betrete, noch frage ich, wohin er führt. Ich sehe weder am Wegrand die elenden Gestalten noch schreckt mich der Geruch von Fäulnis und Verderben. Hippolyte muss ich folgen. Das ist jetzt alles, was mir bleibt.

## Die Andere

Ich habe die stolze Gestalt beharrlich fest im Blick. Sie ist fern, ein heller Tupfen in dem Dunkel. Ich habe nur ein Ziel. Sie ja nicht zu verlieren. Während ich gehe, denke ich an Worte, die ich sagen kann. Gewiss, Hippolyte, es gab eine Zeit, da glaubte ich ... Ich dachte ... Ich bildete mir aber nur ein ... Seine Aufmerksamkeit, seine Freundlichkeit. Es hat mir gefallen. Du hast Recht, Hippolyte. Wie ein Freund. Wie ein Vater. Alles andere war Täuschung. Nur ein Traum.

Die gelbe Seide. Gewiss, Hippolyte, so schön sie war, das Schönste war doch, dass sie deine war. Es tut mir Leid. Ich war zu schwach. Und dann ... das Kind. Gewiss, Hippolyte, wäre ich schwanger gewesen, ich hätte gewünscht, es wäre von ihm und nicht von jenem anderen.

Möglich aber war es nicht. Das wusste ich. Er, Hippolyte, hätte dasselbe gewusst. Warum nur hast du nicht mit ihm gesprochen?

„Ich täuschte mich. Ich war zu schwach.“ Die Gestalt, der ich folge, ist stehen geblieben. Ich habe es nicht gemerkt und laufe fast in sie hinein. Ihre Stimme klingt anders als vor kurzem noch. Anders und ... *vertraut*. „Ich hatte zu wenig Vertrauen.“ Langsam dreht sie sich um und ich sehe ihr Gesicht.

Ich muss es nicht sehen. Ich habe die Stimme längst erkannt. Aber ich starre sie an und sehe mich nicht satt. Sie hat dunkelgrüne Augen. Eine hohe, klare Stirn. Strenge, ruhige Züge. Das lange schwarze Haar ist nach hinten gekämmt und im Nacken locker zusammengesteckt. Sie trägt ein schlichtes grünes Gewand und Sandalen mit silbernen Riemen. „Ich sehe“, sage ich endlich, „es geht dir gut. *Mutter*.“ Sie tritt einen Schritt zurück. „Ich hörte“, sagt sie, „du wolltest mich nicht sehen, Antigone.“ Ich bin froh, dass ich mein Herz im Zimmer der Persephone zurückgelassen habe. „Genauer gesagt, Mutter: Ich wollte dir nicht verzeihen.“

Ich suche nach der Härte, die ich in ihren Zügen immer fand. Die Härte, die sie dazu brachte, nach mir zu schlagen, weil ich genau wie sie empfand. Ich entdecke aber nichts als eine neue strenge Ruhe, die von den Augen her die ganze Frau beherrscht. „Die Königin“, sagt sie, „hat das eine an das andere gebunden.“ Wir sehen uns eine Weile schweigend an. Ich kreuze die Arme vor der Brust. Sie sieht es und sie tut das Gleiche. Ich überlege, ob ich umkehren soll. „Ich habe nicht darauf bestanden“, sage ich. Sie lächelt nicht und wird nicht zornig. „Du bist mir nachgelaufen“, sagt sie. „Dir, Mutter?“ Meine Stimme klingt schrill.

*Nie wieder würde ich das tun.  
Ich fühle noch die Flammen.*

Zum erstenmal sehe ich sie reagieren. Die grünen Augen schließen sich im Schmerz. „Es ging um Hippolyte“, sage ich. Sie schüttelt knapp den Kopf. „Es ging um eine Frau, die sich leichtsinnig täuschen ließ. Die sich für stark hielt und doch schwach war. Die, als es darauf ankam, nicht vertrauen konnte.“ Auf einmal streckt sie eine Hand aus. „Komm, Antigone“, sagt sie. Ich rühre keinen Finger. Aber sie nimmt mich an die Hand. Sie zieht mich von dem Pfad weg zu einer steinernen Mauer. Ich sehe keine Tür darin, bis sie sie selbstverständlich öffnet. „Ich will hier draußen bleiben“, sage ich. „Ich fürchte feste Mauern.“ Sie zögert kurz und schaut mich an. „Ich weiß“, sagt sie dann leise.

Nach einer Weile bin ich es, die den nächsten Schritt tut. „Was wollen wir da drinnen?“, frage ich. Sie hält noch immer meine Hand. „Manchmal“, sagt sie, „ist es draußen gefährlicher als drinnen.“ Langsam tritt sie durch die Tür. Ich lasse mich unwillig führen. „Was wollen wir ... *hier*?“, frage ich wieder. Ich komme ins Stottern, als ich erkenne, was hinter der Tür ist. Wir sind zurück in Persephones Kammer. Sie ist, soweit ich sehe, leer. Weder die Erinyen noch die Königin kann ich entdecken. Weder mein Herz noch Persephones Hand und Ohr. Ich hoffe auch, dass Hades' Stimme sich verloren hat.

„Ich habe dir das eine und das andere zu sagen“, erklärt Iokaste sphinxenhaft. Sie führt mich zu dem geblühten Sofa, auf dem ich nach meiner Rettung vor Python gelegen habe. Ich sehe, dass die Blumen in den Vasen welk sind oder faul. Seufzend erkenne ich, dass die Zeit nicht rückwärts läuft. „Aber zuerst“, fährt Mutter fort, „musst du meine Bitte erfüllen.“

Nein, die Zeit läuft nicht rückwärts. Aber manches ändert sich nie. Mutter gibt mir Befehle. Wie damals. Noch immer. „Was willst du?“, frage ich steif. „Ich will wissen, wie es weiterging“, sagt Mutter. „Mit Polyneikes und Eteokles. Mit meinen Söhnen.“

*Die du im Stich gelassen hast.  
Wie Vater. Und wie mich.*

Sie weiß, was ich denke. Weder sie noch ich rühren daran. Es scheint mir leichter, dem Befehl zu folgen. „Du weißt, wie Polyneikes zurück nach Theben kam?“, frage ich tastend. „Mit sieben wilden Helden. Und weißen Tüchern an den Zelten?“ Sie nickt und drückt mir meine Hand. „Ich habe alles gehört“, sagt sie.

*Du hast gelauscht? Und ... zugeschaut?  
Und hast mir nicht ... geholfen?*

Auch daran wollen wir nicht rühren. Hastig nehme ich den Faden auf und sage, was geschah, als meine Schwester mich verlassen hatte.

### **Verzögerung**

Als Meny wiederkommt, liege ich krank auf meinem Lager. „Warum stehst du nicht auf?“, fragt er. Er muss zum ersten Mal nicht mit mir kämpfen. Ich liege still und schaue ihn an. „Ich habe Angst, ich könnte fallen“, sage ich matt. Er grinst. „Jeder, der steht, kann fallen“, meint er. „Es sei denn, dass er einen findet, der ihn stützt.“ Ich sehe sein neckendes Lächeln und es wärmt mich und vertreibt die Kälte, die mir bis ins Mark gekrochen ist. „Steh auf“, sagt er. „Ich will dich stützen.“

Ich bin noch nicht so weit. „Könntest du nicht lieber bei mir sitzen?“, bitte ich. Er setzt sich sofort. Das Grinsen verschwindet. Seine Miene ist jetzt besorgt. „Es muss sehr schlimm sein“, sagt er und wartet. „Was ist es?“ Ich kann es nicht einmal mir selbst erklären.

*Wenn ich aufstehe, kann ich fallen.*

„Es könnte sein, dass hinter mir Scherben liegen“, sage ich. „Und dass es, wenn ich weitergehe, noch mehr und neue Scherben gibt.“ Meny nickt und nimmt vorsichtig meine Hand. Als er merkt, wie kalt sie ist, beugt er sich darüber und haucht seinen warmen Atem darauf. „Ja“, sagt er, „ich weiß.“ Ein Schatten fällt auf sein Gesicht. „Gewiss wird es noch viele Scherben geben“, murmelt er.

Das ist der Augenblick, in dem ich mich frage, wer er ist. Aber der Augenblick geht vorbei, als er meine Hand an seine Lippen zieht. Seine haselnussbraunen Augen suchen meinen Blick, während er einen Kuss auf jeden einzelnen Finger haucht. „Ist dir dein Kräutertee ausgegangen, Geliebte?“

*Geliebte.* Auf einmal wird mir heiß. Geliebte sagt er, und hat mich in Wirklichkeit noch nicht berührt. „Was meinst du damit?“, frage ich. Er lässt die Hand los und spielt mit meinem offenen Haar. „Ich glaube“, sagt er langsam, „dass ich damit meine: Ich will bei dir sein. Mein Leben lang. Und nie bei einer anderen.“

*Das kann er nicht meinen.*

„Das kann ... kein Mann“, sage ich und drehe meinen Kopf zur Wand. „Selbst Vater ...“ Seine Hand in meinem Haar wird härter. Er will, dass ich ihn ansehe. „Ja?“ Er fragt sacht. Aber ich höre, dass er sich nicht zufrieden geben wird. Ich hebe müde meine Schultern.

*Als ob es wichtig wäre.*

„Er holte Dienerinnen in sein Bett“, sage ich. „Alle haben es gewusst. Auch Mutter. Niemand fand es fragwürdig.“ *Dienerinnen. Bett.* Unversehens habe ich mich verraten. Kein Ziegenhirt hat Dienerinnen. Und eines Ziegenhirten Tochter kennt kein Bett als nur die harte Erde. Meny merkt es nicht. Oder ist ein Meister der Verstellung. „Ich weigere mich ... zu glauben“, sagt er ernst, „dass es nicht ... möglich ist ... – Er spricht betont und langsam, als ringe er um jedes Wort – „... besser zu leben ... als die Eltern.“

Ich spüre, dass ich dabei bin, sein Herz zu ergründen. Ich sage kein Wort. Ich warte mit angehaltenem Atem. Seine Hand wandert, so langsam wie seine Worte, vom Haar zum Hals und vom Hals zur Brust. Und weiter. Hinunter und herauf über den ganzen Körper. Leicht. Unendlich absichtsvoll.

„Warum, Andreia?“, fährt er fort. „Warum sollten wir den Vätern folgen?“ Er kneift die Augen zusammen, als hätte er Schmerzen. „Warum ... etwa ... sollten wir heiraten, wenn wir nicht lieben? Und Dienerinnen küssen gegen ihren Willen? Warum die Stadt in Ehren halten, in die sie uns geboren haben? Und für sie ... *kämpfen*. Töten. Den so genannten Feind. Uns selbst?“ Seine Worte kommen rascher. Er redet wie im Rausch. „Warum denn solche Opfer? Weil unsere Väter es uns lehren?“ Er umfasst meine Schultern und kommt mir aufregend nah. „Andreia, sag mir eines: Hältst du denn unsere Väter für ... *glücklich*?“ Ich lache rau.

*Nie war ein Vater unglücklicher als Oidipous.*

„Eigentlich will ich nur wissen, was zwischen dir und mir ...?“, beginne ich, ohne ein Ende zu finden. „Andreia!“ Er runzelt die Stirn. „Versteh mich. Ich spreche nicht von unseren Körpern. Ich spreche von ... *uns*. Ganz dir und ganz mir. Wir werden für immer zusammen sein. Wenn nur erst ...“ – Er zögert weiterzusprechen – „... wenn er nur erst vorbei ist“, sagt er, „dieser ... *Krieg!*“

Auf einmal wird mir klar, dass auch er von Dienerinnen spricht, von politischen Eheschließungen und von der Ehre einer Vaterstadt. „Was weißt du von dem Krieg?“, frage ich und Kälte kehrt zurück in meine Glieder. Er steht auf und geht vor meinem Lager hin und her. „Die Geier kreisen um die Stadt“, sagt er. Er senkt den Kopf, bis seine Locken den Blick auf sein Gesicht verwehren. Und bitter fügt er hinzu: „Ich kann es ihnen nicht einmal verdenken.“

*Wer bist du?*

Jäh fährt ein Schmerz durch meinen Leib, dort unten, wo vielleicht einmal ein Kind in mir heranwächst. Ich krümme mich und lege meine Arme um mich selbst. Ich blute nun schon sieben Tage, noch immer heftig, immer wieder schmerzlich. Ich weiß, dass dies die Schale, nicht der Kern der Krankheit ist.

Meny eilt sofort zu mir. Er fällt neben dem Lager auf die Knie und nimmt mich in die Arme. Er ist nicht ungestüm, aber vielleicht vor Sorge linkisch. Er bekommt, als er mich an sich

drückt, den Zipfel von dem Tuch zu fassen. Es ist das Tuch, das vor dem Eingang zum Geheimgang hängt.

Dann ruft der Pfau, von dessen Nähe Meny noch nichts ahnte, und lauschend hebt er seinen Kopf. Sein Blick fällt in die Dunkelheit. Moder und Feuchte schlagen ihm entgegen. Ich klammere mich an ihn und spüre, wie er kalt und reglos wird. „Was ist das?“, fragt er streng. „Der Gang führt aufwärts zur Ruine“, sage ich. Er gibt sich wieder nicht zufrieden. „Und ... abwärts?“, fragt er unerbittlich.

*Es ist ein Loch  
in Thebens Mauern.*

Ich habe es nicht sagen wollen. Aber der Spruch hängt zwischen uns. „Bist du die Wächterin von Thebens stolzen Mauern?“, fragt Meny und wieder frage ich mich, wer er ist. „Ich glaube nicht“, sage ich scheu. Er weiß viel mehr, als ich je ahnte. Ich höre hilflos, wie er seine Schlüsse zieht.

*Wer diesen Weg kennt, wehe Theben,  
den halten deine sieben Tore nicht zurück.*

Er greift in mein Haar und zwingt mich, ihn anzuschauen. „Wächterin?“, fragt er. „Oder ... Verräterin?“ Er sucht in meinen Augen. „Was soll ich mit dir tun?“ Ich hoffe, dass er sieht, wie wehrlos und wie einsam ich mich fühle. „Du sagtest, du wolltest mit mir zusammen sein“, erinnere ich ihn. „Für immer. Und mit keiner sonst.“ Da lässt er mein Haar los und nimmt meine Hände. „Was du auch tust?“, fragt er leise. „Das könnte wahre Liebe sein“, sage ich tastend. Er sieht mich lange nachdenklich an. „Sagst du mir dennoch, was ... *das* ... zu bedeuten hat?“, fragt er und deutet mit dem Kinn auf das gähnende Loch. „Nur wenn du ... *vorher* sagst, dass du mich liebst.“

Der Pfau ist nicht länger in seinem Versteck geblieben. Er stolziert langsam durch die Grotte. „Bei Hera, ja“, sagt Meny. Ernst sieht er dabei aus. Nicht glücklich. Unser beider Blick fällt auf die Göttinnenfigur. Es kommt mir vor, als ob sie heller glänzt als sonst. „Gut“, sage ich und nicke. Ich setze mich und seine Hände halte ich gefasst. „Teiresias brachte mich hierher“, erzähle ich. „Ich half ihm ... dort hinein.“

„Teiresias. Er ... kennt ... das ... Loch.“ Meny hat auf einmal Falten auf der Stirn. „Andreia“, sagt er, „Teiresias zu helfen, war schlimmer als Verrat.“ Ich weiche ihm aus und verfolge mit meinen Blicken lieber den Pfau. „Ich mag Teiresias auch nicht“, sage ich. Er lässt die Worte hängen zwischen uns. Noch hält er still. „Wem hilfst du als Nächstes?“, fragt er. „*Polyneikes*?“

Die Spannung überfordert mich. „Glaube nur nicht, dass es einfach ist, zu wählen zwischen Eteokles und Polyneikes!“, fahre ich ihn an. „Du irrst dich, wenn du glaubst: Einer sei gut und der andere schlecht.“ Ich merke, dass ich unbewusst Menys Hände nur noch fester fasse. „Du irrst dich, wenn du meinst: Der Angreifer sei schuld. Ich sage dir: In Wahrheit muss er sich verteidigen. Den ersten Angriff hat Eteokles gewagt.“

„Teiresias hat sie beide schon verworfen.“ Meny sagt, was ich längst weiß. Er lässt mich weder sehen noch hören, wie er darüber denkt. „Und Kreion hat sich selbst verworfen!“, rufe ich. Es scheint mir unwirklich, wie wir uns aneinanderklammern und über Namen reden, die keiner von uns zugegeben hat zu kennen. „Kreion hat zwei Söhne“, erwähnt Meny. Ich spüre,

dass ich schweigen sollte. Aber ich lache bitter. „Die werden gerade besser sein als er!“, rufe ich spöttisch. *Haimon*, denke ich bewegt. *Wage nie, mich deine Frau zu nennen.*

Menys Gesicht verdunkelt sich. Er presst die Lippen aufeinander. Die braunen Augen sind fast schwarz. „Ich habe dir gesagt ... dass ich nicht glauben will ... dass es unmöglich ist ... sich besser zu entscheiden ... als die Eltern.“ Die Worte brennen sich auf meiner Seele fest. Sie tragen die Wahrheit seines Herzens.

*Wer bist du?*

„Meny ...“ Auf einmal schluchze ich. „Ich muss zu Polyneikes. Ich muss ihm sagen, dass er abziehen soll. Ich muss zu Polyneikes. Aber ich fürchte mich ... vor seinen ... Kriegern.“ Das ist der wahre Kern der Krankheit. „Das tue ich auch“, erklärt mir Meny.

### **Die Frage der Gerechtigkeit**

Die dünnen Äste knistern unwillkommen. Ich werfe ihnen ungeduldig Blicke zu. Im Frühling wären sie noch frisch gewesen. Nun aber hat die Sommersonne trocknen lassen, was einst geschmeidig, saftig war. Im Frühling hätte ich schon kommen müssen. Ich bin zu spät. Ich strecke meinen Arm nach Meny aus. Dicht vor mir flicht er sich durch Ranken. „Da“, flüstere ich. „Sie zünden schon die Feuer an.“

Wir haben bis zur Dämmerung gewartet. Wir haben einen Plan. Zwar wird mich Meny nicht, so wie in meinem Traum, als mein Beschützer offen bis zum Feldherrenzelt begleiten. Aber er hilft mir mich zu nähern. Er hat das Ziel gewählt, das große Lager am *Kadmostor*. Dort, meint er, residiert Adrastos. Bei ihm sein Gast und Schwiegersonn: mein Bruder Polyneikes. Meny meint, es könnte mir gelingen, ihn dort allein zu sprechen. „Wenn heute nicht, dann morgen“, sagt er zum Trost, als ich gestehe, dass ich zweifle. „Und übermorgen?“, frage ich. „Und weitere fünf Tage“, bekräftigt er. „Danach jedoch ist es zu spät.“ Auch das weiß Meny. In sieben Tagen ist die Sommersonnenwende. Dann wird die Frist verstrichen sein. Dann muss Eteokles den Thron an Polyneikes geben. Oder er bricht sein Wort.

„Da ist Adrastos“, sagt Meny. Wir liegen nebeneinander, flach in das harte Gras gedrückt. Wir haben uns nah an das Feldherrenzelt herangeschlichen. Es liegt auf der Kuppe eines flachen Hügels und ragt über die niedrigen Unterkünfte der gewöhnlichen Krieger heraus. Die Wachen haben nichts von uns gemerkt. Sie verdienen ihren Namen nicht.

„Adrastos von Argos“, sagt Meny und deutet auf den großen Krieger, der im Eingang seines Zeltes erscheint. „Herr des Götterpferds Areion.“ Ich habe Meny nicht gefragt, woher er so viel weiß. Ebenso wenig hat er mich gefragt, wie ich zu Polyneikes stehe. Zwischen uns gilt das unausgesprochene Versprechen, einander so zu nehmen, wie wir heute sind. Das Gestern soll uns nicht berühren. Und auch das Morgen erst, wenn es erträglich scheint.

„*Adrastos nicht. Und auch nicht Polyneikes*“, murmele ich. Denn ich erinnere mich an das, was Daphne mir erzählte. Meny sieht mich fragend an. „Die anderen sind schlimmer“, sage ich. Ich sehe Meny schaudern. Ich weiß, er gibt mir Recht.

Adrastos ist vielleicht so alt wie Vater. Er trägt königliches Dunkelblau und in seinem Gürtel stecken Dolch und Messer. Sein Haar ist lang und voll. Er hat einen dunklen, lockigen

Vollbart. Ich bin ihm nie begegnet. Und doch kommt es mir wie ein Wiedersehen vor. Schauernd erinnere ich mich an den Traum. *Adrastos begegnete Theseus.*

*Und Polyneikes brach den Frieden ...*

Ich halte die Luft an, als mein Bruder neben den Argiver tritt. Er trägt am Schild das Wappen Thebens. Den Löwen, der im Brüllen seine scharfen Zähne zeigt. „Mein König“, sagt Polyneikes. „Ich wünschte wirklich, dass es nicht mehr solche Zwischenfälle gäbe.“ Er spricht von Übergriffen auf die Menschen, die rings um Theben leben. Auf Mädchen auch. Ich achte kaum auf seine Worte. Polyneikes dort zu sehen, inmitten wilder Krieger! Erwachsen, bewaffnet und nüchtern.

*Polyneikes, mein Bruder. Ruhm und Ehre wären dir sicher.  
Wenn unsere Geschichte anders wäre.*

Ich seufze. Meny legt die Hand auf meinen Arm. „Liebst du ihn?“, fragt er beinahe tonlos. „Ja“, sage ich ihm offen. So wird er wissen, dass zur Eifersucht kein Grund besteht.

Adrastos hebt die Hand und hemmt den Schwall von Polyneikes' Klagen. „Ein Heer ist schwer zu führen, Schwiegersohn“, sagt er. „Du musst das Gleichgewicht bewahren, zwischen Pflichten und Entbehrungen, die du zu fordern hast, und Lohn und Nachsicht, die du dafür schuldig bist. Was zählen kleine Friedensbrüche, solange es gelingt, am Ende der Gerechtigkeit zum Sieg zu helfen?“ Polyneikes neigt den Kopf. An diese Gerechtigkeit muss er glauben. Um dieser Gerechtigkeit willen ist er hier.

Menys Hand auf meinem Arm verkrampft sich. Zwei weitere Heerführer treten aus dem hohen, weiß beflaggten Zelt des Königs. „Wer ist das?“, frage ich erschrocken. Der eine von ihnen ist groß und hager. Er trägt Schwarz. Sein Haar aber bändigt er mit einem blutig roten Band und um die Taille trägt er eine eben solche Schärpe. Daran hängen haarige Bälge. Ich starre sie an, bis ich erkenne, was es ist. Es sind die getrockneten Schädel geschlagener Feinde. „Kapaneus“, sagt Meny. „Sohn des tiefen Tartaros.“ Ich wende hastig meinen Blick.

Der zweite ist kleiner, doch ungeheuer breitschultrig. Seine bloßen Arme sind muskelbepackt und durchzogen von einem Netz eisenharter Sehnen. Jede Geste löst auf der Haut ein Beben aus. Sein Kopf wirkt klein und hart wie eine Nuss. Er hat den Schädel kahl geschoren. Seine blauen Augen sind wie Eis. Die Kerben um den Mund sprechen von Grausamkeit. „Tydeus“, sagt Meny. „Der Keiler von Kalydon.“

„Ich schenke dir deine Gerechtigkeit, Adrastos“, sagt Tydeus hitzig, „für eine gute, schnelle Schlacht.“ Er ballt die Fäuste und lässt seine Muskelberge tanzen. Polyneikes macht ihm widerstrebend Platz. Der schwarze Kapaneus verzieht die schmalen Lippen zu einem kalten Grinsen. „Gerecht ist, wer die Macht behält“, sagt er mit leiser, hohler Stimme. Ich sehe Widerwillen auf Adrastos' Zügen. „Fürchte die Götter“, sagt der König. „Wir sind nicht allein auf der Welt, Kapaneus.“ Ich zucke zusammen und unterdrücke ein jähes Schluchzen.

*Wir sind nicht allein ...*

Vaters Worte. Aus dem Mund des Feindes, der die Stadt bedroht. Auf einmal habe ich den widersinnigen Wunsch, Adrastos zu vertrauen. Meny bemerkt, dass ich betroffen bin. Seine Finger streicheln meinen Arm. „Sei unbesorgt, mein weiser Herrscher“, sagt Kapaneus mit

seinem kalten Lächeln. „Ich trachte stets, dem Götterkönig nachzueifern. Erschlug nicht Zeus den eigenen Vater? Im Namen seiner Macht? Und nannte es Gerechtigkeit?“

Tydeus tut die Frage der Gerechtigkeit mit einer Geste ab. „Jeder Tag, den wir vergeben, ist ein Tag mehr für den ... *Verräter*“, ruft er zornig. „Ich wette, Theben baut längst Katapulte.“ Ich sehe Polyneikes' Hand. Sie zuckt zum Schwert. „In sieben Tagen“, sagt er langsam, „mag mein Bruder ein Verräter sein. Heute aber, Tydeus, nicht.“ Der König von Argos tritt unauffällig vor, so dass er zwischen meinem Bruder und den Kriegern steht.

„Hört meine Worte: Eile ist geboten“, bekräftigt Tydeus trotzig. „Nicht für Theben“, versetzt Polyneikes. Er wendet sich an den Argiver. „König, höre nicht auf Tydeus“, bittet er. „Sein Herz ist schon beim nächsten Ziel.“ Da erzählt mir Meny flüsternd, dass Tydeus so wie Polyneikes als Vertriebener nach Argos ging. Wie Polyneikes erhielt Tydeus eine Prinzessin von Argos zur Frau und dann zugleich die Zusage von Waffenhilfe. „Erst Theben und danach Kalydon“, erklärt mir Meny kühl. „Adrastos ist ein wahrer Freund gerechten Kriegs.“

### **Wasser der Wahrheit**

„Den Drachen habe ich unbedacht geweckt“, sagt Polyneikes reuig vor sich hin. „Eteokles, mein Bruder, wie halten wir ihn still?“ Ich rücke leise neben ihn. „Sende ihn nach Kalydon“, empfehle ich.

Meny und ich hatten dem Streit der Helden noch eine Weile zugehört. Es kam zu keiner Einigung. Tydeus will kämpfen, Kapaneus aus anderen Gründen auch. Der König aber hörte nicht auf sie. *Es sind noch sieben Tage Frist*. Ich spürte, wie mein Bruder litt, und wusste, dass er Einsamkeit ersehnte. So kam ich ihm zuvor.

Auf dem Hinweg hatte ich den Platz vorhergesehen, den Polyneikes wählen würde. Ich war schon dort, als er erhitzt gerannt kam. Meny hatte mich begleitet und sich in meiner Nähe ein Versteck gesucht. „Ich warte“, hatte er gesagt und mich geküsst. „Hab keine Angst. Ich bin nicht fern.“

Der Platz, an dem ich meinen Bruder überrasche, ist ein kleiner, klarer Quell. Er sprudelt aus dem Fels und taucht gleich wieder unter, um unterirdisch zu verschwinden. Dort aber, wo er seine Silberwellen zeigt, ist trockenes Kraut zu grünem Gras geworden. Als Polyneikes kommt, sitze ich abseits unter welkenden Forsythien. Es ist längst Nacht geworden. Ein schleierverhangener Mond spendet milchiges Licht.

Ich spüre schon von weitem Polyneikes' Zorn. Er wirft sich neben der Quelle zu Boden und schöpft sich Wasser ins Gesicht. Da wird aus seiner Wut Verzweiflung. Als er mich erkennt, umfasst er meine Knie und verbirgt an ihnen sein Gesicht. „Antigone“, sagt er. „Wohin wird dieser Weg uns führen?“ Ich beuge mich zu ihm.

Da sind die vielen kurzen Szenen unserer Kindheit wieder, in denen Polyneikes bei mir Zuflucht suchte. Polyneikes war stets wilder als sein Bruder. Wann immer er den Drachen weckte, kam er zu mir und bat, dass ich die Strafe trüge. „Vater ist gegangen“, sage ich. „Die Last liegt nun auf seinen Kindern.“

Später sitzen wir nahe beieinander. Wir haben getrunken und unsere Schläfen gekühlt. Wir haben auch Tränen abgewaschen. Ich bin Polyneikes dankbar, dass er von Vater hören wollte.

Er hat mir Zeit gegeben, die Zeit im Hain der Eumeniden endlich ... *mitzuteilen*. „Dich hier zu finden, Antigone“, sagt Polyneikes und hält seine Hand bis zum Gelenk ins klare, kalte Wasser. „Wie kann ich tun, was ich zu tun gekommen bin – wenn meine Schwester dabei zuschaut?“ Ich richte aus, was mir Ismene aufgetragen hat. „Nur wenn kein Heer vor Theben liegt“, sage ich deutlich, „wird Eteokles in dir den Bruder sehen, dem er zur Sommersonnenwende die Krone Thebens anvertraut.“

Polyneikes schlägt auf die Wasseroberfläche, dass es spritzt. „Ich soll Eteokles vertrauen?“, fragt er rau. „Nach allem, was ich von ihm sah, seitdem er König wurde?“ Bitter erzählt mir Polyneikes, wie unbedacht sich unser Bruder in Eurybates' Hände gab. Wie eigennützig er regierte. Verschwenderisch und ungerecht und gegen die Vernunft. „Als Kind hat er gesagt, er wolle Dienerinnen tanzen lassen“, sagt Polyneikes. „Ich lachte. Kind wie er. Inzwischen, Antigone, bin ich ein Mann geworden. Eteokles, so scheint es, nicht.“ Ich könnte nicken und ihm sagen, dass ich Eteokles mit Dienerinnen und mit Eurybates sah. Das aber scheint mir allzu leicht. „Sei ehrlich“, fordere ich. „Dir geht es bloß um Chloe.“

Polyneikes springt auf. Gut oder schlecht – ich habe ihn getroffen. „Chloe!“, ruft er erregt. „Wer ist denn Chloe? Argeia heißt mein Weib und sie ist schön!“ Ich sehe zu ihm auf, als er sich stolz gebärdet wie Maskenträger im Theater. „Bei allen Göttern, Polyneikes“, sage ich. „Wenn Liebe nur so einfach wäre!“

Auf einmal entsteht Lärm. Vom Lager her wird Polyneikes' Name laut gerufen. Er packt mich und er zieht mich mit sich hinter die Forsythien. „Antigone, ich muss zurück“, sagt er gepresst. „Wo finde ich dich wieder?“ Ich mühe mich um Strenge. „Am Tag, an dem die Sieben der Vaterstadt den Rücken kehren, betrete ich an deiner Seite Theben“, sage ich. „Ich werde Zeugin sein, wie meine Brüder Geschwisterliebe höher schätzen als den Streit.“ *Besser als die Väter*, denke ich.

*Hörst du es, Meny?  
Ich lerne von dir.*

## **Der Pferdedieb**

Die Stimmen, die nach Polyneikes rufen, werden drängender. Ich höre, dass sie außerdem noch andere Worte rufen. „Da, bei den Pferden!“, höre ich. „Haltet den Pferdedieb! Er darf uns nicht entkommen.“ An vielen Stellen flammen Feuer auf. Es ist, als ob die Nacht von einem Augenblick zum anderen Tag wird. Mir scheint, dass schon der Boden von Schritten der Verfolgung bebzt. Kein Hufschlag. Menschenfüße. Ich kann den Zorn der Jäger spüren. Und auch die Panik des Gejagten. Ich schaudere bei dem Gedanken, dass einer wie Tydeus den Flüchtigen stellt. Es gäbe keine Hoffnung. Und jäh weiß ich, was Krieg ist. Schiere Gewalt. Gnadenlos und grauvoll.

Mit harten Fingern packt mich Angst. Ich will zurück in meine Höhle. Nichts sehen und nichts hören, bis alles das vorüber ist. „Meny?“, flüstere ich. Ich ziehe mich zurück. Ich gehe davon aus, dass Meny unversehens an meine Seite kommt. Aber es regt sich nichts. Ich bin allein.

Auf einmal nähern sich die Schritte des Gejagten und der Jäger. Ich lasse mich fallen und werde starr. Ich habe keine Sicht, aber ich höre deutlich, was geschieht. Der Gejagte wird gestellt. Es sind zwei, die ihn überwältigen. „Na warte!“, zischt dann eine Stimme. Ich glaube,

Tydeus zu erkennen. Vielleicht ist es auch nur die Angst vor ihm, die mich an keinen anderen denken lässt. „Halt dich zurück“, verlangt der Zweite. Kein Zweifel, das ist Kapaneus. Unverkennbar ist die kalte Stimme. „Wir wollen ihn lebendig.“ Der andere lacht. „Gut“, sagt er. „Bis auf weiteres.“

Das Opfer hat noch keinen Laut geäußert. Sie schleppen es mit sich, sie sind erschreckend nah. Erst als sie endlich weiter sind, hebe ich den Kopf und wage einen Blick. Die Nacht ist immer noch von einem bleichen Mond erhellt. Ich sehe allzu gut: Tydeus' gewaltige Schultern und den langen Schatten von Kapaneus. Dazwischen aber, verletzt, vielleicht besinnungslos, einen Kleineren, Leichterem mit weichen braunen Locken.

Ich unterdrücke einen Schrei. *Meny, du Narr!* Wie konntest du dich nochmals an das Lager wagen? Und überdies ... allein? Ich bedenke mich nicht lange. Richte mich auf und renne. In einem Bogen umgehe ich die Jäger und ihr Opfer. Ich haste zurück zu Adrastos' Lager am *Kadmostor*. Wo wir am Abend Wachen sahen, bleibe ich stehen. „Antigone von Theben“, rufe ich laut. „Ich muss Adrastos sprechen. Und meinen Bruder Polyneikes.“

Zwei Wachen treten hastig auf mich zu und fassen meine Arme. „Was soll das?“, fahre ich sie an. „Ist das die Art, wie ihr Prinzessinnen begrüßt, Argiver?“ Es scheint, dass ich die Männer in Verwirrung stürze. Ihr Griff wird schlaff. Aber sie geben mich nicht frei. „Argiver gelten allgemein als höflich“, sagt hinter mir Adrastos' tiefe, ruhige Stimme. „Ich fürchte nur: Prinzessinnen, die nachts allein in Heereslager treten, sind wir in Argos nicht gewöhnt.“

Die Wachen lassen mich los und ziehen sich eilig zurück. „Ich wäre nicht allein, mein König“, sage ich, so kühn ich kann, „wenn mir mein Führer nicht entrissen worden wäre. Er hat mich von Athen hierher begleitet. Als wir uns aber Theben näherten, da stürmten aus dem Hinterhalt ein wilder Keiler und mit ihm ein Dämon aus der Unterwelt. Sie fingen meinen Freund und ließen mich allein.“

Adrastos neigt vor mir den Kopf und reicht mir seinen Arm. „Komm, Prinzessin“, sagt er freundlich. „Lass uns den Fall bei Licht betrachten.“ Er führt mich vor sein Zelt. Am Feuer aber ist es nicht der *Fall*, den er besieht, sondern zunächst erst einmal mich. Mit einem Lächeln hebt er seine Hände und streicht mein Haar zurück. Er hält dem, was er sieht, nicht lange stand. Dann lässt er seine Arme sinken und senkt auch seinen Blick. „Du hast ... viel ... durchgemacht, Prinzessin“, sagt er stockend. Es tröstet mich, dass er verlegen ist.

Wir haben weiter nicht geredet, als Kapaneus und Tydeus mit der Beute aus den Büschen brechen. Ich achte kaum auf sie, denn alle Sorge richtet sich auf Meny. Er ist in einem schlimmen Zustand, blutig geschlagen im Gesicht und schwankend auf den Beinen. Er sieht entsetzlich elend aus und so, als leide er an großen Schmerzen.

„Da!“, rufe ich. „Da ist er ja. Bei allen Göttern, Hippolytos, was haben sie mit dir gemacht?“ Meny hebt mühsam seinen Kopf. Aus verschleierten Augen sieht er mich an. *Hippolytos*, wiederhole ich für ihn. Als Erstes ist mir eingefallen, Meny als Diener auszugeben. Nun aber wähle ich den Namen des Prinzen von Athen. Sie werden es nicht wagen, ihm zu schaden. Theseus zu reizen wäre dumm.

Es fällt mir schwer, mich kühl zu geben. „Hippolytos?“, wiederholt Adrastos. Er hat mich gut verstanden. „Geht sorgsam mit ihm um!“, befiehlt er. „Und rasch: Wir brauchen einen Heiler.“ Ich winke ab. „Nur Salbe und Verbandszeug“, sage ich und knie neben Meny.

Während ich die Wunden sacht behandle, äußern die Krieger ernste Zweifel. Sie hätten den Pferdedieb vom Pferch bis zur Quelle verfolgt. Und dabei nicht aus den Augen verloren. „Das Mädchen lügt“, sagt Tydeus laut. „Sie ist so wenig eine Prinzessin wie dieser dreckige Räuber ein Prinz.“ Ich schneide eine Grimasse für Meny. Ich will damit sagen: Wie immer ist die Wahrheit komplizierter. Meny aber sieht es nicht.

„Gebt Acht auf eure Worte“, sagt Adrastos kühl. „Ihr könnt die beiden haben – *sofern* sie Polyneikes überführt. So lange aber ehrt die mächtige Athene und denkt daran, dass unter hundert guten Muscheln auch manchmal eine schlechte ist. Die aber ist dann tödlich.“ Adrastos' Ehrlichkeit nimmt mir den Atem. Ich kann nur hoffen, dass mein Bruder merken wird, was ich von ihm erwarte.

Meny hält den Kopf beharrlich abgewandt. Er scheut den Blick in meine Augen. Mir ist vor Ungewissheit schlecht. Er weiß jetzt, wer ich bin.

*Und, Meny, wer bist du?  
Kannst du Andraia auch in  
Antigone lieben?*

Mein Bruder kommt herbeigeeilt. „König!“, ruft er von weitem. „Den Pferden ist zwar nichts geschehen. Jedoch, das Wunderbare: Dein Rappe, der göttliche Areion, war nicht mehr eingesperrt. Und doch stand er und wartete, bis ich ihn wieder band.“ Adrastos tritt zu ihm und reißt ihn jäh in seine Arme. „Ich danke dir, mein Sohn!“, sagt er bewegt. Die jäh Herzlichkeit erstaunt mich. Zeit jedoch, darüber nachzudenken, habe ich nicht.

„Polyneikes“, sage ich und richte mich zur Hälfte auf. Ich kann mich nicht von Meny lösen. „Sag doch dem König, dass ich Antigone bin, und dass die Beute, der die Jäger folgten, keiner Geringeren als der Athene kostbar ist – denn es ist Theseus' Sohn.“ Mit einer überraschten Geste macht sich mein Bruder von Adrastos frei und wendet sich zu mir. Die schwarzen Augen blitzen auf.

Mich streift sein Blick nur flüchtig. Auf Meny aber liegen seine Augen lange. Sie wandern über den verletzten Körper und bohren sich in das Gesicht. Mit einem Stich der Eifersucht erkenne ich, dass Meny seinen Blick erwidert. Mein Gefährte und mein Bruder grüßen einander wie Vertraute, bevor mein Bruder leise nickt.

Dann geht ein Ruck durch seinen Körper. Er ballt die Faust und wendet sich an Tydeus. „Wahnsinniger!“, brüllt er. „Was hast du getan? Willst du Theben vor dir haben, im Nacken aber das gewaltige Athen?“ Der muskulöse Krieger wirkt fast eingeschüchtert. Rot zieht sich über sein Gesicht. Er beißt sich auf die Lippen. „Er hat Areion stehlen wollen“, beharrt er dennoch stur.

„Wir waren den göttlichen Pferden von Argos nie zuvor näher als jetzt“, sage ich und drücke Meny's Schulter. „Wenn ich auch sagen muss: Ich sähe sie gern mit eigenen Augen. Seit ich ein Kind war, habe ich Argos rühmen hören: *Das Land mit den schönen Pferden.*“

„Gewiss, Prinzessin“, sagt Adrastos und spricht zu mir mit ebenso viel Wärme wie gerade erst zu meinem Bruder. Da weiß ich, dass der Weg zum Herzen des Argivers nur über seine Pferde führt. „Ich zeige sie dir gern.“ Dann aber fährt er fort und seine ruhigen Worte treffen wie ein Schlag: „Du wirst von nun an bei uns bleiben.“

## Der König der Pferde

Bis jetzt galt meine Sorge Meny. Ich handelte, um ihn zu retten. Nun aber sehe ich auch meine Lage. Antigone von Theben, in den Händen der Feinde der Stadt! Ob unfreiwillig – eine Geisel, ob freiwillig – Verräterin an Polyneikes' Seite. Ich habe nicht daran gedacht. Noch wage ich zu überlegen, was es für Folgen haben wird. Ich sehe auf zu meinem Bruder. Der aber hebt die Schultern. „Selbst schuld, Antigone“, sagt mir sein Blick. „Und offen gestanden, mir ist es recht.“

Ich drücke wieder Menys Schulter. Dann lasse ich ihn vorsichtig zurück auf seine Decke gleiten. Ich stehe auf und zwingen meine Beine, fest zu stehen. „Unmöglich!“, rufe ich laut. „Ich bleibe nicht, wo Männer sind, die, da sie Hippolytos jagten, auch mich missachteten und quälten!“ Adrastos kommt und nimmt mich bei den Schultern. „Wir werden sie bestrafen“, sagt er ernst. „Dir aber gebe ich ein Zelt gleich neben meinem.“ Er sieht, dass ich an Meny hänge. „Den Prinzen pflegen wir gesund und senden ihn mit reichen Gaben zurück zu seinem Vater.“

Ich rede fast wie früher. Unbedacht. „Mit Tydeus' Kopf und Kapaneus' Trophäen“, verlange ich und spreche so, dass keiner an dem Ernst der Worte zweifelt. „Wir werden sehen“, sagt Adrastos, und während ich den heißen Atem Kalydons in meinem Nacken spüre, führt mich der König der Argiver mit sanftem Zwang in seine eigenen Gemächer.

Am nächsten Morgen bade ich und ein Diener bringt mir Kleider. Es sind zwar wieder Männerkleider, doch bunt und kostbar, weich und schön. Ich bürste mein Haar und lasse es offen. Als einzige Frau inmitten wilder Krieger muss ich würdevoll und unantastbar sein und mein Gesicht darf sich verbergen.

*Mutter, deine allzu starre Haltung ...  
Ich spüre: Ich beginne zu verstehen.*

König Adrastos grüßt mich höflich. Er bringt mir Brot und Milch. Er überspielt mit einem Lächeln seine Müdigkeit. Ich aber weiß, wie wenig er geschlafen hat. Ich habe ihn noch lange mit Kapaneus und Tydeus streiten hören. Mein Bruder hingegen hat sich zugleich mit mir zurückgezogen. „Ich kümmere mich um den Prinzen“, hat er mir und seinem Schwiegervater nachgerufen. Ich habe noch gesehen, wie er sich Meny auf die Schulter lud.

„Was geschieht mit Tydeus?“, frage ich zwischen zwei Bissen. Trotz aller Ängste habe ich Hunger. „Es ist noch nicht entschieden“, sagt Adrastos. „Ja, wenn ich wüsste, dass Eteokles nicht kämpft, so könnte er uns gleich verlassen und uns den Weg nach Kalydon bereiten. Jedoch: Wenn es zum Sturm auf Theben kommt, muss ich für sieben Tore sieben Helden haben.“

Mein Trotz erwacht. *Wenn du dich fragst, ob ein Mann gut ist oder schlecht*, hat Oidipous gesagt, *so sieh dir an, mit wem er sich umgibt*. Ich sage es dem König weiter. Adrastos schluckt und starrt mich an. „Ist es nicht allzu kühn, Prinzessin“, sagt er, „mit Lehren eines Mannes mich zu reizen, der selbst der größte aller Frevler war?“ Ich trete so rasch vor, dass mein Fuß sich auf seinen stellt.

„Das war er nicht!“, rufe ich unbeherrscht. „Er sühnte Frevel, die er nicht begangen hatte. Wie anders Atreus, der den Sohn des Bruders schlachtete! Wie anders Agamemnon, der dem Krieg

das Opfer seiner Tochter brachte! Wie anders dann Orestes, sein Sohn, der seiner Mutter Blut an seinem Schwert und auf der Seele kleben hat!“ Ich werfe dem König von Argos die Frevel seiner Ahnen, Mythos für Mythos, vor die Füße. „Die Götter haben Oidipous vergeben“, ende ich atemlos und nah den Tränen.

Adrastos zieht seinen Fuß unter meinem hervor und er verneigt sich wieder. „Pferde haben es leichter als Menschen“, sagt er dumpf. „Sie geben ihre Seele einem starken Mann und fragen nicht nach Gut und Böse. Der Mensch aber: welchem Gott er auch vertraut, stets muss er selbst aufs Neue wählen.“

„Deine Heerführer wählen, wehrlose Mädchen zu Boden zu werfen“, sage ich, „und mit Gewalt zu nehmen, was ohne Liebe nicht gegeben werden soll.“ Ich erzähle von Daphne und ihrem Entsetzen. Ich spüre, dass Meny mir nah ist. Einer, der anders ist. Der wahre Liebe kennt.

*Wer bist du, Meny?*

Adrastos weckt mich aus dem Traum. „Prinzessin“, sagt er kühl, „warum erregst du dich über gewöhnliche Sterbliche?“ Ich schlucke und muss mich mühsam fassen. „Heißt es nicht, dass Zeus einst ein altes Paar mit ewiger Liebe beschenkte, Philemon und Baukis? Und doch waren sie gewöhnliche Sterbliche. Und arm.“ Adrastos verschränkt seine Arme. Seine Miene verrät, wie sehr er es bereut, sich auf mich einzulassen. „Ich sehe“, sagt er, „dass du nur an deinen Prinzen denkst.“ Er weist mich aus dem Zelt. „So lauf zu ihm. Vergiss getrost, dass ich dir meine Pferde zeigen wollte.“

Ich halte ihm zugute, dass er von meinen Argumenten auch nicht eines widerlegt. „Verzeih, mein König“, sage ich. „Von deinen Pferden habe ich heute Nacht geträumt, nicht aber von dem Prinzen. So soll mein erster Blick am Morgen den Pferden gelten und nicht ihm.“ Es berührt mich zu sehen, wie sich sein Ausdruck verändert. Weich werden seine Züge, warm. „Wenn du erlaubst“, füge ich hinzu. „Komm, Prinzessin!“, ruft er gleich. „Ich will doch sehen, ob mein Areion dich zum Zittern bringt!“

Der Pferch, in dem die königlichen Pferde stehen, ist nahe bei den Zelten. Da sehe ich ihn wieder, den göttlichen Areion, wie ich im Traum ihn einmal sah. Die anderen Pferde, makellos und feurig, wie sie sind, verlieren ihren Glanz und ihre Wirkung, sobald Areion auch nur einmal schnaubt. Er fliegt in weichem, fließenden Galopp von einem Zaun zum anderen. Ich ahne, dass, wenn nicht sein Körper, so seine Seele Flügel hat. „Wie herrlich, ihn zu reiten“, sage ich.

Adrastos sieht mich forschend an. „Sag nicht, Prinzessin, dass du reiten kannst.“ Ich lächele und ich erinnere mich an jenen einen wunderbaren Ritt. „Eine Amazone brachte es mir bei“, erzähle ich. Er stößt mich freundlich in die Seite. „Der *Sohn* der Amazone, möchte ich wetten“, sagt er lachend. Ich denke an Meny. Es kann sein, dass ich erröte. Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass jemand mich um eines Mannes willen neckt. Ich genieße diesen Morgen. „Der Sohn der Amazone“, sage ich nach einer langen Pause, „hält sich streng zu Artemis.“ Denn ich bedenke, dass der Namen jenes Jungen nur geliehen ist und dass ich folglich seinen Träger schonen muss.

Ich folge einer unbedachten Neigung und strecke dem göttlichen Areion meine Rechte offen hin. Er wiehert und biegt seinen eleganten Hals. Dann weicht er von der geraden Bahn und kommt ... *zu mir*. „Bei Hera“, höre ich den König flüstern. Der Hengst legt leise schnaubend

sein weiches Maul in meine Hand. Er lässt es zu, dass meine andere Hand ihm Stirn und Nase streichelt. Dann wendet er mir seine Seite zu, als lade er mich ein, doch aufzusteigen.

Ich stehe auf dem Balken des Zauns, bevor ich mich entsinne, dass ich fragen muss. Bittend sehe ich den König an. Sein Gesicht ist angespannt. Ich spüre, dass er eifersüchtig ist. Areion hebt den linken Vorderlauf und scharrt anmutig drängend mit dem Huf. „Er lässt sonst niemanden als mich und meinen Sohn auf seinem Rücken reiten“, sagt Adrastos und streicht sich über seinen Bart. Areion wiehert leise. „Ich bringe ihn dir heil zurück“, höre ich mich sagen. Da lacht Adrastos auf. „Eher wohl“, meint er: „er dich.“

Staunend sieht er zu, wie ich mich auf den glatten Rücken schwinde. Kein Sattel und kein Zaum geben mir Halt. Ich weiß kaum, was ich tue. Areion lässt es gern geschehen. Zu spät entsinnt der König sich, dass ich auch fliehen könnte. „Du kommst doch wieder?“, fragt er hastig und weiß zugleich, er hätte mich, wenn ich es wollte, schon verloren. „Ich gebe dir mein Wort“, gelobe ich, erfüllt vom Rausch bereits des unbegonnenen Rittes. „Der Sohn der Amazone ist dein Pfand.“ Da nickt der König. Grüßend hebt er seine Hand.

### **Eine unerwartete Begegnung**

Da hat der Flug auch schon begonnen. Denn nichts Geringeres ist, was ich jetzt erlebe. Areions Huf berührt den Boden kaum. Auf Wolken und auf Wind scheint er dahinzuschweben. Wir lassen Zelte, Mauern, Hügel hinter uns. Ich jauchze laut. Ich habe, außer Menys Kuss, noch niemals Schöneres erlebt. Meine Gedanken eilen unserem Ritt voraus. Ich sehe uns über dem blauen Meer, Wind in den Haaren, im Wettbewerb mit Möwen. So könnte Phrixos' Schwester Helle wohl geflogen sein oder Europa auf dem Stier. Doch haben sie den Ritt gefürchtet, und nicht, wie ich, geliebt.

„Ich danke dir!“, rufe ich den Pferdeohren zu. „Du wunderbares Göttertier!“ Areion scheint den Dank als Wunsch nach Umkehr zu missdeuten. Auf einmal steigt er vorn und wendet auf den Hinterbeinen. Dass ich mich halte, ist ein neues Wunder. Im rasenden Galopp geht es zurück. Wir folgen keinem Weg noch Pfad, wir stürmen unbehelligt querfeldein. Dann tritt auf einmal hinter einer Gruppe Bäume ein junger Mann hervor und winkt.

„Meny!“, rufe ich. Denn ich erkenne ihn von weitem. Ich beuge mich zum Hals des Pferdes und flüstere ihm meine Bitte zu. „Für kurze Zeit, mein Guter: Steh.“ Areion wiehert Widerwillen. Zum ersten Mal ist er nicht freundlich. Doch ich beharre und er tut, was ich so dringend wünsche. Nur einen Schritt vor Meny hält er an. Ich gleite rasch vom Pferderücken und lasse mich in Menys Arme fallen. Er hält mich zwar, aber ich spüre, wie er wankt. Ein Blick in sein Gesicht verrät, dass es ihm wenig besser geht als in der Nacht. Noch immer ist er blass. Und die Verbände färben sich von frischem Blut.

„Was tust du hier?“, frage ich unbehaglich. „Du musst dich schonen und der König ...“ Meny achtet kaum auf meine Worte. Sein Auge hängt gebannt an Areion, dem Hengst. „... hat dir ... sein Pferd ... gelassen ...“, murmelt er. „Wie hast du es geschafft?“ Er lässt mich los und tritt zu Areion. Der aber schnaubt und steigt. „Gib Acht!“, warne ich angstvoll. Im letzten Augenblick, bevor die Hufe treffen, springt Meny noch zur Seite. Er stolpert und er fällt, als habe ihn die kurze Anstrengung die letzte Kraft gekostet.

„Bitte, Areion“, sage ich dem Hengst und klopfe beruhigend seinen Hals. „Nur eine kleine Weile: Frieden.“ Ich spüre seine Zustimmung und wende mich zu Meny. Wieder will ich

fragen, was ihm geschehen ist, doch wieder gilt sein Wachsein nur dem Pferd. „Was für ein Wunder“, murmelt er. „Was habe ich gewagt, *ihn* ... zu bekommen! Du aber ... kommst ... dahergeritten. Ich glaube fast, du warst dabei, ihn seinem Herrn ... *zurückbringen*.“ Ich stutze. Ich suche in seinem Gesicht. „Meny“, sage ich tonlos. „Wovon sprichst du?“

Ich habe beinahe selbst geglaubt, was ich den König glauben machte: dass Meny bei mir war, als man ihn mir entführte, entfernt vom Lager, ohne Grund. Auf einmal aber höre ich die Rufe wieder. *Pferdedieb*. Und ich erinnere mich, was Polyneikes sagte. Areion stand da *losgebunden*. „Meny ...“, sage ich entsetzt. „Ist es denn wahr? Du wolltest diesen Rappen ... stehlen?“ Meny richtet sich mit Mühe auf. „Natürlich“, sagt er hitzig. „Und nun, meine Geliebte, wirst du für mich die Tat vollenden.“

Ich weiß nicht, was ich denken soll. Am liebsten wäre es mir noch, ich fände, dass er scherzt. An seinen Zügen aber sehe ich: Es ist ihm bitter ernst. Er wirkt entschlossen und verzweifelt.

*Wer bist du?*

Diesmal stelle ich die Frage. „Meny, wer bist du?“, frage ich beklommen.

*Landstreicher? Ausgestossener? Pferdedieb?*

Auf einmal ist er stark genug, mich festzuhalten. „Andreia, solche Fragen ... stellst ... du ... nicht!“ Ich drehe mich zur Seite und ich verschließe mich. Ich will vor ihm nicht weinen. „Du weißt jetzt, wer ich bin“, halte ich ihm vor. „So sag auch du die Wahrheit.“ Unheimlich bitter lacht er auf. „Thebens Prinzessin bist du“, sagt er, „so wahr wie ich ... *Prinz von Athen*.“ Vor Ungeduld will ich am liebsten schreien. Er glaubt mir nicht! Kann es denn möglich sein?

Auf einmal werden seine Hände sanfter. Er sieht wohl, dass mein Herz verzweifelt ist. „Wer du in Wahrheit bist, Geliebte, wer ich wohl sei für andere, das tut doch nichts zur Sache. Wir haben es nie wissen müssen. Du bist Andreia. Ich dein Mann.“ Die Stimme klingt beschwörend. Die Hände streicheln meine Haut. „Nur diese eine Bitte“, flüstert er. „Andreia, frag jetzt nicht. Doch bring Areion fort. Wir müssen ihn verstecken.“

Als habe der Rappe ihn gehört, stößt er ein lautes Wiehern aus und steigt. Ich weiß: Die kleine Weile Frieden, um die ich bat, ist um. Ich mache mich von Menys Händen los und stehe langsam auf. „Ich bringe ihn jetzt fort“, sage ich und springe auf den hohen Rücken. Kaum sitze ich, da bricht Areion mit weiten, wilden Sätzen aus. Er jagt, noch dreimal schneller als zuvor, den Weg zurück, den wir gekommen sind. „Andreia!“, höre ich noch Meny schreien. „Ich bitte dich! Ich habe gute Gründe.“ Der Widerstand des ungehemmten Laufs entreißt die Tränen meinen Augen, bevor ich sie vergieße.

Adrastos steht am Pferch und wartet. Wir stürmen rasend näher. Areion nimmt noch einmal Schwung. Der Zaun ist überwunden, ehe ich auch nur bemerke, dass wir springen. Dann geht ein Beben durch den Pferdekörper. Wir stehen still. Der Rappe reckt den Hals nach seinem Herrn. Der Ausflug ist beendet. „Prinzessin“, sagt Adrastos feierlich. „Ich neige mich vor dir. Dein Mut ist wie dein Wort: verlässlich.“

Stumm ziehe ich mich zurück. Ich wäre gern in meiner Grotte, allein und ungestört. Ich fühle mich geschlagen, betrogen und missbraucht. Ich rufe meine Liebe. Doch Antwort gibt nur mein Verstand.

*Du kennst ihn nicht.  
Du hast ihm viel zu früh vertraut.  
Von nun an weißt du's besser.*

## **Der Angriff**

Ich finde, dass das Zelt, das Argos' König mir versprach, inzwischen neben seinem steht. Erleichtert will ich es betreten, da höre ich von fern die Stimme meines Bruders. Er tut, was er am liebsten tut: Er flucht und zankt und droht. Ohne zu überlegen, gehe ich hin. Hätte ich geahnt, mit wem er streitet, ich hätte mich verborgen. Als ich jedoch den Hades-Sohn erkenne, ist es bereits zu spät. Er hat mich schon gesehen. „Edle Prinzessin!“, grüßt er tückisch. „Dein Liebster ist wohl ein sehr zarter Prinz – wagt nicht einmal, die Nase in die Luft zu halten!“

Ich sehe meinen Bruder mit gezogenem Schwert den Zelteingang bewachen. Ihm gegenüber, Kapaneus, will offenbar mit Hohn und Spott den Zutritt sich erzwingen. „Wie geht es Hippolytos?“, frage ich und wundere mich, dass Polyneikes noch nicht weiß, dass der, den er beschützt, das Lager längst verlassen hat. „Das ist es ja“, sagt Polyneikes. „Er ist so schwer verletzt, dass er unmöglich aufstehen kann. Weshalb ich nicht gestatten werde, dass *wer auch immer* heute nach ihm sieht.“

Ich starre ihn an. Er starrt zurück. Was er sich denkt, verrät er nicht. „Auch ich nicht?“, frage ich. Auf einmal habe ich die vage Hoffnung, ich könnte drinnen wirklich Meny finden. Und der, den ich beim Reiten sah, sei nur ein eitler Trug gewesen. „Schwester“, sagt Polyneikes und ich sehe, dass er mich necken will wie früher. „Am wenigsten von allen du. Ich bin dein Bruder. Ich muss auf deine ... *Keuschheit* achten.“

Kapaneus' und Polyneikes' dunkle Augen funkeln. Auf einmal sind sie sich fast ähnlich. Sie sehen eine Frau, die liebt und deren Liebe Antwort findet, und es belustigt sie und mahnt sie an die Regeln, die stets für Frauen, nie für Männer gelten. „Hippolytos hält sich an die keusche Artemis.“ Mit zusammengepressten Lippen wiederhole ich steif, was ich auch schon Adrastos sagte. Da packt mein Bruder meine Schulter und flüstert mir ins Ohr: „Ja, *wenn* er Hippolytos wäre ...“ Ich sehe ihn fragend an. Vage besinne ich mich auf den Blick, den Meny und mein Bruder tauschten. Es ist mir vorgekommen, als kennten sie einander. „Wer ist er?“, frage ich ebenso leise zurück. Polyneikes hebt die Brauen. Mag sein, er glaubt mir meine Frage nicht. „Der Falsche“, sagt er deutlich. Dann wendet er sich wieder dem dunklen Krieger zu.

„Wirst du jetzt gehen, Kapaneus?“, fragt er gereizt. „Ich habe meine Schwester eine Weile nicht gesehen. Du wirst dir denken können ...“ Kapaneus hat uns beobachtet, die leisen Worte aber nicht verstanden. Ich sehe, wie sich sein Gesicht verzieht. Aus Spott wird Häme und aus Misstrauen Gemeinheit. „Gewiss“, sagt er, „ich kann mir ... *vieles* denken.“ Er lässt den Blick auf meine Brüste, meine Taille, meine Hüften wandern. „Es ist bekannt, dass Kadmos' Kinder ... mehr als erlaubt ... die *eigene Familie*... lieben.“

Mein Schrei der Empörung vereint sich mit dem meines Bruders. Im nächsten Augenblick hat Polyneikes Kapaneus am Hals. „Antworte ihm, Polyneikes!“, höre ich mich rufen. „Antworte ihm, dass er es nie vergisst!“ Mit Wonne hätte ich zugeschaut. Aber der Kampf wird unterbrochen, bevor er recht begonnen hat. Auf einmal schreit das ganze Lager. Die Erde

bebt, die Flammen lodern. Es stampfen Pferde. Waffen klirren. Rufe von überall betäuben alle Sinne. Und dann erklingt ein Todesschrei.

Die nächste Stunde erlebe ich im Wahn. Ich bin gelähmt, als alle Krieger um mich her auf einmal ... *Arbeit* haben. Ich spüre kaum, wie Polyneikes mich wie nebenbei nach hinten schiebt und in sein Zelt. Das Lager, auf dem Meny Blut verloren hat, ist leer. Ich falle hin und bleibe liegen. Ich lausche und doch wünsche ich, dass ich nichts hören müsste. Ich finde ein Loch in der Zeltwand und blicke hindurch. Und fürchte doch nichts mehr als ... *sehen*. Draußen tobt ein Kampf. Theben ist es. Theben, meine Stadt, greift Argos an.

Aus Wortfetzen erfahre ich, wie es begann. Kadmos' Tor hat sich geöffnet. Krieger sind daraus hervorgebrochen. Sie haben rasch die Wachen überwältigt. Nun stürmen sie und kennen keine Gnade. Die weißen Tücher an den Zelten sind zerfetzt. Ich sehe Blut an ihren Säumen. „Nur deinetwegen, du Verfluchte“, murmelt der Diener, der das Zelt betritt, um Polyneikes seinen Helm zu bringen. „Was sagst du?“ Vergebens fordere ich Antwort. Er ist schon wieder fort.

*Nur ... meinetwegen ...?*

Ich sehe Kampf und Tod, stets nur den Ausschnitt eines Ganzen. Das Loch der Zeltwand zeigt mir wenig. Hier einen Stich, dort einen Hieb. Blut, Zorn und Hass. In kleinen Stücken. Nie sehe ich Gesichter, kaum könnte ich bei Täter oder Opfer sagen, ob er Thebaner ist oder Argiver. Und das, erkenne ich, ist Krieg: Ein Töten ohne Namen, ein Sterben ohne Grund. Im Töten und im Sterben sind alle, die da kämpfen, gleich.

Ein Wiehern übertönt das menschliche Gebrüll. Ich denke an Areion. Was leiden Tiere, wenn die Menschen sich zerfleischen? Sie haben keine Wahl. Ich zögere nicht. Ich stehe auf und haste aus dem Zelt. An Kämpfenden vorbei, an Sterbenden, bahne ich meinen Weg. Der Pferch steht offen. Die Pferde laufen frei. Aus Augenwinkeln, flüchtig, sehe ich Adrastos rennen. Er jagt den Rappen in den Wald. Areion wird im Nahkampf nicht gebraucht.

„Da ist sie!“, schreit auf einmal ein Thebaner. Ich erkenne Melanippos, den Sohn des edlen Eurybates. „Antigone!“ Er zeigt auf mich. Sein ausgestreckter Finger bannt mich. Die Lähmung, die Areions Ruf erschüttert hat, kehrt wieder. Ich stehe still und starre den Freund aus Kinderzeiten an. Da nähert sich ein Reiter, der einzige, soweit ich sehe. Mit schwarzem Helm und schwarzem Schild lenkt er sein Pferd zu mir. Bevor ich mich besinne, packt er mich und reißt mich vor sich auf das Pferd. Dann geht es fort in wilder Jagd. „Zurück!“, schreit der, der mich gefangen hat. „Zurück! Wir haben, was wir wollten!“

## **Gefangen**

Ismene breitet ihre Arme für mich aus. Ich aber übersehe sie. Steif gleite ich vom Pferd und stehe selbst. Ich habe nichts getan und bin doch atemlos. Ich habe lange nichts gegessen. Doch übel ist mir wie nach einem schweren Mahl. „Lasst mich!“, schreie ich und stampfe mit dem Fuß auf wie ein Kind. „Lasst mich und sagt mir, was das soll!“

Der mich gefangen hat, nimmt seinen schwarzen Helm vom Kopf. Auch so weiß ich schon längst: Er ist mein Bruder. Er ist Eteokles. Er hat den Überfall befohlen. Hat ihn geleitet und beendet. Er hat das Blut nun an den Händen, wenn auch noch nicht des Bruders, so doch

schon vieler Männer. „Du wolltest ihn doch hemmen!“, fahre ich Ismene an. Sie lässt die Arme sinken. „Wir mussten ... dich ... retten.“

Das *Kadmostor* fällt knarrend zu. Der Riegel schließt es polternd. Keiner der Argiver folgte uns. Der Überfall hat sie wie mich gelähmt. „Wer hat euch das gesagt?“, frage ich tonlos. Eteokles hat die Zügel seines Pferdes einem Diener zugeworfen und einem zweiten Helm und Schild. Er geht an uns vorbei und würdigt mich nicht eines Blickes. Er gibt Befehle wegen der Verwundeten und fragt nach den Gefallenen. Oben, vor dem Königspalast, sehe ich meinen Onkel stehen, Kreion, unbewegt, in dunkler Seide. Und neben ihm, dem Totenvogel gleich, Teiresias, den blinden Seher.

Ismene weist hinauf. Ihr Blick und ihre Geste meinen Kreion. „Kreions Söhne sind stets auf der Hut“, sagt sie. „Unbemerkt umschleichen sie den Feind. So haben wir erfahren, was Argos' Krieger wagten: Dass sie Antigone als Geisel nahmen.“ Ich kann die Wahrheit kaum ertragen: Wäre ich nur Theben fern geblieben! Die Friedenszeichen vor den Zelten wären dann noch immer unbefleckt.

*Ich wollte nicht gerettet werden.  
Ich war nicht in Gefahr.*

Ich schlucke an den Worten und quäle mich, sie nicht zu sagen. Es ist zu spät und hätte keinen Sinn. Nun haben sie gerettet, was nicht gerettet werden musste, und haben die letzte Hoffnung auf Frieden zerstört. Ich könnte weinen. Doch auch das wird keinem helfen.

Meine Schwester trägt jetzt Weiß. Ihr schwarzes Haar hat sie zu einem festen Turm gesteckt. Ihr Gesicht ist blass und ohne Farbe. Allein die Augen geben ihren Zügen Leben. Sie sind so blau wie Mutters Augen grün.

\*\*\*

Ich reiße mich von den Erinnerungen los, als ich Iokaste lachen höre. Es ist ein ernstes, hartes Lachen, wie alles, was von Iokaste kommt, stets ernst und bitter ist. „Du hast trotz allem immer noch an mich gedacht“, sagt sie und ihre kühle Hand streicht flüchtig über meine Wange. Ich halte still und staune. „Mutter“, sage ich, „ist nicht auch dir bei deinem Ringen mit Laios und mit Vater zuweilen die Idee gekommen, dass du es immer schlimmer anstatt besser machst?“ Iokaste lässt mich los und schafft sich den gewohnten Abstand. „Ist das die erste Frage, Antigone?“, fragt sie streng. „Die Antwort habe ich bereits gegeben.“

Ich verstehe sie nicht. Aber es lenkt mich tröstlich ab, mir vorzustellen, wie Iokaste träumte. Sie schloss das Leben, das sie liebte, in ihren engen, strengen Kleidern ein und floh daraus nur im Geheimen. Und glaubte so, zu retten, was ihr wichtig war. Dass Laios in seiner Grausamkeit und Oidipous in seiner ungestümen Liebe ihr dennoch allzu nahe kamen, hat sie vielleicht zuerst nicht sehen wollen. Und dann war es zu spät.

„Mutter, wenn du mich liebst ...“, sage ich scheu. Sie lächelt warm wie nie. „Verschwende dafür keine Frage“, sagt sie. „Du hast es doch immer gewusst.“ Und ob ich es wusste. Drei Kinder hat sie erzogen. Mit mir aber ... immer ... *gerungen*.

„Erzähle weiter“, bittet sie, als ich zu lange schweige. Warum?, möchte ich fragen. Noch sind wir alle am Leben ...

*Aber du wolltest doch Fragen stellen ...*

Ich suche ihre grünen Augen und finde darin zurück zu meiner Schwester und meiner so genannten Rettung ...

\*\*\*

Schweigend wende ich mich ab und widerwillig mache mich auf den Weg nach oben. Ich kann nicht sagen, wer mir mehr zuwider ist, der Seher oder unser Onkel. Und doch weiß ich, wie viel sie hier zu sagen haben. Sie warten, bis ich sie erreiche. Sie kommen mir nicht einen Schritt entgegen. Der Seher lauscht und lächelt Spott. Er weiß, wie ich mich fühle. Der Bruder meiner Mutter gibt sich freundlich.

„Mein liebes Kind“, grüßt er mich steif. „Du hast uns Sorge bereitet.“ Er hebt die Arme unentschlossen. Ich sehe, dass er die Berührung scheut, und bleibe gern zurück. „Ismene erzählte uns von deiner Hoffnung, dass Polyneikes noch Vernunft annimmt“, sagt er. „Ehrlich gesagt: Ich habe gleich daran gezweifelt.“ Eindrücklich runzelt er die Stirn. „Selbst ich jedoch hätte nicht unterstellt, dass Polyneikes dich *gefangen* nimmt!“ Er schlägt die rechte Faust in seine offene Linke und wirkt auf einmal sehr empört. „Welch eine unerhörte Freveltat!“, ruft er. „Die eigene Schwester! Eine schwache Frau!“ Teiresias muss grinsen.

„Ich werde mit Eteokles darüber sprechen“, erwidere ich steif. „Polyneikes hat mir nichts getan und ebenso wenig die Argiver. So ist nun Theben in der Pflicht, den Frieden wiederherzustellen.“ Ich sehe, wie die Haltung meines Onkels sich verändert. Gerade hat er noch den Schein gewahrt, als sei er mir gewogen. Nun aber wird er hart und kalt. Am liebsten würde er mich schlagen. „Du solltest nichts dergleichen sagen“, sagt er barsch. „Am besten, du sagst gar nichts.“ Teiresias gibt ihm natürlich Recht. „Mädchen und Politik“, höre ich ihn murmeln. „Was kann man schon erwarten?“

Mein Onkel hebt die Hand. Unwirsch winkt er einem jungen Mann, der fern von uns an einer Säule lehnt und neugierig zu uns herübersieht. „Haimon!“, ruft Kreion. „Komm schon her! Du sorgst dafür, dass deine Braut ihr Zimmer findet. Und dass sie es vorerst nicht mehr verlässt.“

*Haimon.*

*Deine Braut.*

*Ihr Zimmer nicht verlässt.*

Ich kann kaum glauben, was ich höre. Noch weniger kann ich es fassen. „Eteokles ist König!“, murmele ich. Dann rufe ich es laut für alle. „Eteokles ist König! Und nach ihm Polyneikes! So haben es die Brüder versprochen und geschworen!“ Jetzt erst wird mir klar, dass Menschen uns umringen, Thebanerinnen und Thebaner, gekommen, um zu sehen, was nach dem ersten Kampf zu feiern und zu fürchten ist.

Einige von ihnen jubeln, als ich den Bruder König nenne. Viele aber bleiben stumm und schauen fragend auf den Onkel. „Ist es so weit?“, frage ich den Seher. „So weit schon wieder, dass sie Kreion scheuen?“ Da packt mich eine feste Hand und zerrt mich an die Seite. „Genug“, sagt eine scharfe Stimme, die, wenn sie sanfter wäre, wie Menys Stimme klänge. „Rühre mich nicht an!“, entgegne ich und mache mich energisch los. „Ich hätte große Lust zu kämpfen.“

Haimon ist weder groß noch stark. Auch die Gestalt erinnert mich an Meny. Er hat aber das schwarze Haar von seinem Vater. Mehr sehe ich nicht. Ich weiche ihm so weit wie möglich aus. „Du hast gehört, was Vater sagte“, zischt er mir zu. „Und wir gehorchen.“ Er ist geschickt und zäh. Ehe ich mich wehren kann, zwingt er mich wieder in den Griff. Es fällt nicht einmal auf. Mein Trotz wehrt sich dagegen, vor Kreion und Teiresias zu weichen. Zugleich jedoch bin ich auf einmal müde.

*Gerettet, ohne es zu wollen.*

*Aus einer in die nächste Geiselhaft.*

Haimons Nähe weckt Sehnsucht nach Meny. Wenn ich doch wieder bei ihm wäre!, singt mein Herz. So sehr ich Haimons Hand auf meiner Schulter hasse, so sehr ersehne ich mir Menys. Ich lasse mich von Haimon ins Innere des Königshauses führen. Den Thronsaal durchqueren wir hastig. Er stößt mich wortlos weiter, bis wir im neu erbauten Frauenflügel stehen. Ich zaudere erst, als er vor mir die Tür zu einem dunklen Zimmer öffnet. Doch nicht die Finsternis ist, was mich stört. Es ist viel mehr. „Mutter Zimmer“, sage ich, für mich nur, nicht für ihn. Iokastes Schlafgemach war vor dem Brand genau an dieser Stelle. Im Mittelpunkt, im Herzen dieses Hauses.

„Wir können reden, wenn wir drinnen sind“, sagt Haimon knapp und gibt mir einen letzten Stoß. Ich lasse mich nicht schubsen. Ich mache eigene stolze Schritte und drehe mich am einzigen, nur schmalen Fenster mit Würde nach ihm um. Ich finde Halt am Fensterbrett.

Das Zimmer macht mich krank. Warum nur dieses *eine* Fenster? Auch sonst gibt es hier wenig. Ein Bett mit einem straffen, blauen Seidenüberzug, hölzerne Stühle, einen Tisch. Die schwarze Truhe an der Wand. Nackt sind der Marmorboden und die Wände. Nur da, am Kopfende des Bettes, wurde ein Fresko an die Wand gemalt. Es zeigt, wie Hektor fällt im harten Kampf vor Troja.

„Was fällt dir ein?“, fahre ich Haimon an. „Dein Vater hat mir nichts zu sagen. Und du erst recht nicht, *Junge*.“ Er bleibt fünf Schritte von mir fern. Er sieht mich an und plötzlich ... *grinst* er. Meine Hand fährt jäh zum Hals. Er trifft mich bis ins Herz. Sein Grinsen gehört Meny. Es sieht genauso aus. Und seine Augen sind so braun wie Haselnüsse.

„Du bist so unbotmäßig, wie du hässlich bist.“ Haimons Worte müssten mich ernüchtern. Aber sie sind mit diesem Grinsen ausgesprochen, in diesem freundlich neckenden Ton, der Meny mir so nahe bringt. „Die Narben in meinem Gesicht sind Spuren des Lebens“, sage ich steif. „Es gibt einen, der solche Spuren wahre Schönheit nennt.“ Haimons räuspert sich. Er scheint darüber nachzudenken. „Ich wäre ... anderer Meinung“, sagt er dann. „Jedoch ich werde mich daran gewöhnen.“ Er mustert meinen Körper. „Ein wenig dicker dürftest du gern sein“, fügt er hinzu. „Dann wird es sich schon fügen.“

Unversehens kommt er näher. Er hebt die Arme, nimmt mein Haar und streicht es streng zurück. Dann aber lässt er es rasch fallen. „Du wirst es immer offen tragen“, weist er mich an, als ob er mir zu raten hätte. Ich antworte, indem ich meine Haare mit wenigen Bewegungen zu einem festen Zopf zusammenflechte. Da grinst er wieder und ich sehe es voller Freude.

„Hör zu, Antigone“, sagt er mir plötzlich. „ich bin der geborene Zweite. Wenn Vater König ist, will ich ihm treu zur Seite stehen. Und später meinem Bruder. Sie wissen, ich bin unentbehrlich.“ Er macht sich größer, als er ist. „Ich kann, was Polyneikes niemals kann. Ich kann für immer Zweiter sein. Glaub mir, Geliebte, es wird gut. Wir werden Theben Frieden

bringen.“ Ich schreie auf, als er *Geliebte* sagt. Wie kann er es nur wagen? Er ist mir viel zu nah. Er fasst mir an die Brust. „Und dann, *mein Liebling*“, fährt er fort, „werden wir gemeinsam *Söhne* haben. *Wir*. Menoikeus, mein Bruder, aber nicht. Und *unser* erster Sohn wird König sein.“

*Menoikeus*. Ich habe diesen Namen lange nicht gehört. Ich ahne vage, dass er mir zu denken geben müsste. Doch die Empörung über Haimons Pläne überwiegt. *Söhne! Mit ihm!* Er wird noch lernen müssen, dass ich eigene Wege gehe. Wenn da nicht dieses Grinsen wäre, so ich würde ihn schlagen. „Was soll aus meinen Brüdern werden?“, frage ich kühl. Er hebt die Hand und winkt gelassen ab. „Sie werden beide sterben“, sagt er. „Teiresias, der Seher, prophezeit es. Ich habe nie gehört, dass er sich irrte.“ Bevor ich widersprechen kann, sagt er die Worte meines Vaters auf.

Die Söhne der frevlerischen Verbindung  
von Mutter und Kind  
enden im gottlosen Kampf.  
Sterben werden sie ruhmlos, beide,  
von der Hand ihres eigenen Bruders.

„Kein Wort davon“, schreie ich ihn an, „kein Wort davon muss Wahrheit werden. Eine Warnung ist es, kein Orakel.“ Haimon hebt die Schultern. „Sie haben beide verloren“, sagt er. „Der eine schon, als er die sieben Heere vor Thebens sieben Tore brachte. Der andere *heute*, als er unseren Feind im Frieden überfiel. Glaub, was du willst, Antigone. Ich weiß: Sie werden sterben.“ Seine Sicherheit tut weh. Ich möchte ihn bestrafen. Besser noch: ihn zwingen, dass er seine Meinung überdenkt. Jetzt, hier soll er mir sagen, dass meine Brüder leben. Und dass sie *alles* überleben.

„Geh!“ rufe ich, „lass mich allein. Und gib mir Schloss und Schlüssel, dass ich die Tür verschließen kann. Denn weder Onkel Kreion noch sein Sohn werden mir je willkommen sein.“ Haimon zeigt mir – *grinsend* – Schloss und Schlüssel und hält sie lockend vor mich hin. „Eteokles jedoch“, fordere ich, „Eteokles und meine Schwester sollen kommen.“

Ich strecke meine Hand aus und will nach dem, was ich verlangte, greifen. Da zieht sich Haimon rasch zurück. „Du täuscht dich, Antigone“, sagt er, „wenn du noch glaubst, Befehle zu erteilen. Auf Frauen hören wir hier nicht.“ Im nächsten Augenblick schlägt er die Tür von außen zu. Ich höre, wie der Riegel fällt. Und knirschend dreht der Schlüssel sich im Schloss.

\*\*\*

Ich höre Mutter seufzen. Sie packt mich schmerzlich fest am Arm. „Du auch?“, fragt sie. „Auch du gefangen in diesem engen, dunklen Raum?“ Ich sehe Qual in ihren grünen Augen und weiß, ich sollte sie verstehen. „Du fandest leicht den Weg nach draußen“, sage ich. Denn jäh kommt die Erinnerung an das, wovon Apollon sang. „Du sprachst zum Boden: *Tu dich auf!* – und standest schon im Park.“ Ein neuer Einfall lenkt mich ab.

*Wieso denn nur ... im Park?*

„Das ... weißt ... du ... nicht“, sagt Iokaste dumpf. Sie ist bestürzt. Ich lächle stolz. „Ich weiß, was Laios dir getan hat“, setze ich hinzu. „Apollon hat es mir gezeigt.“ Da schreit sie auf. Sie lässt mich los. Steht auf. Tritt an Persephones Fenster, das, wie ich weiß, nichts zeigt als Schwarz. „Apollon“, wiederholt sie. „Warum er?“

Ihre Stimme fällt mir auf. Sie klingt so jung und so verletzlich. Sie klingt, wie ich mich fühle, wenn ich an Meny denken muss. Ich erzähle meiner Mutter, was mir von Hera aufgetragen ist und wie ich daraufhin den weisen Kunder des Orakels reizte. „Nein!“, ruft sie laut. „Nein, Antigone, ich verbiete es! Tritt dem Orakelgott nie wieder unter seine Augen!“ Sie steht von mir entfernt. Sie sieht mich an und ihre Augen drohen. Flehen. „Ich gehorche Hera, und nicht dir“, sage ich kühl. Sie lacht. „Nein, Antigone“, sagt sie. „Du gehorcht, wie stets, nur ... *dir allein*.“

Ich wünschte beinahe, sie würde mich schlagen. Dann wäre ich wieder ein Kind und sie allein trüge die Last. Welche auch immer. Für sich und für mich. „Warum?“, frage ich und weiß, diese Frage hat sie immer gehasst. „Warum denn nicht Apoll?“ Mutter verkrampft ihre Hände. Dann kommt sie langsam zu mir zurück. „Ist das deine zweite Frage, Antigone?“, meint sie leise. „Ich habe sie schon beantwortet.“ Ich verstehe sie nicht. Aber der Klang ihrer Stimme bringt mich zurück zu der Nacht, in der Haimon hinter mir abschloss.

### **Die kostbarste Nacht**

Ich bin so wütend über meine Dummheit, dass sich die Angst erst später zeigt. Man hat mich eingeschlossen. Wer lässt mich wieder frei? Es mag mir passen oder nicht: Kreion hat Macht in Theben. Auf seine Nachsicht oder Haimons hoffe ich nicht.

*Auf wen?*

*Auf wen noch kann ich hoffen?*

Eteokles und Polyneikes verfolgen eigene Ziele. Selbst Ismene, meine liebe, treue Schwester, ist nicht mehr unbeirrt auf meiner Seite. Theseus habe ich verloren und Adrastos ..., bevor ich ihn wirklich gewann. Ich sinke auf das Bett, das fremd und kalt im Zimmer steht, so als habe noch keine es jemals benutzt. Und so wird es sein, sage ich mir. Ein unheimlicher Gedanke gewinnt Gestalt. Ist dieses Zimmer ... *für mich*? Denken Kreion und sein Sohn, sie könnten mich für immer hier gefangen halten?

Ich betrachte das Wandbild über dem Bett. Es ist das einzig Farbige, einzig Lebendige in diesem starren ... *Grab*. Achill, dem Sieger, sehe ich in sein strahlendes Gesicht. Sein Lachen, sein Triumph sind grausam. Denn Hektor, der im Staub da vor ihm liegt, hat nichts getan, als seine Stadt verteidigt.

*Und das nicht einmal gern.*

Er hätte lieber in Frieden seinen Sohn erwachsen werden sehen. Er hätte lieber seine Frau geküsst. Der Vater rief ihn in die Pflicht. Es ging darum, die Unbedachtsamkeit des Bruders wieder gutzumachen, der einem Gastfreund die Gemahlin stahl. „Hektor“, sage ich leise. „Dein Bruder ... wie meine Brüder. Wählen unheilvolle Wege, auf denen wir dann folgen müssen.“ *Aus Zwang nicht*, sagt mein Trotz. Mein Herz entgegnet ihm: *Aus Liebe*.

An Meny will ich nicht denken. Weder an den Ziegenhirten, der er war, noch an den Pferdedieb, der er nicht werden konnte, noch an den, der er ... *möglicherweise* ... sein könnte. Ich bilde mir ein: Ich will nichts Sicheres wissen. Aber je länger meine Gefangenschaft dauert, desto kleinlauter werde ich. Ich beginne zu zweifeln, dass ich ihn liebe. Denn hätte ich ihn wahrhaftig geliebt, so halte ich mir vor, dann hätte ich doch blind getan, was er von mir

verlangte. Was hätten Adrastos gezählt und was der Rappe, wenn Menys Wunsch mir ...  
*heilig* wäre?

Als ich noch länger einsam bleibe, wird aus dem Kleinmut schließlich Demut. „Wenn er mir nur verzeiht!“, flehe ich Hera an. Ich sehne mich in meine Grotte. Sie ist mir wie die wahre Heimat. Mein Lager wünsche ich mir herbei, die Silberstatuette und den Pfau. Und, immer und vor allem ... *Meny*. „Nie, nie wird er mir verzeihen“, murmele ich hoffnungslos. „Ich habe zerbrochen, was uns verband. Durch mein Misstrauen und durch meine Frage.“

Der Kummer muss sich mit der Zeit in eine Art von Schlaf gewandelt haben. In dem ich träume, was gar nicht geschieht. Dass Meny auf einmal bei mir ist. Er nimmt mich in die Arme und drückt mich vorsichtig an sich. Er streichelt meine Wangen, mein Haar, er küsst mir Hals und Schultern, Stirn, Wangen und den Mund. „Ich vergesse ...“, flüstert er. „Ich vergesse für dich Theben, den Krieg und selbst den göttlichen Areion.“

„Was wolltest du mit dem Hengst?“, frage ich zwischen Tränen und Küssen. Und da, ganz allmählich, nehme ich wahr, dass ich nicht träume. Er ist ... *wirklich* ... da. Er ist gekommen. In mein Gefängnis. In diese Mauern, die mich umfassen. Er ist da.

Meny hört auf, mich zu küssen und ich merke: Ich habe *wieder* gefragt. Eine Liebe, die blind ist und immer nur folgt, scheint meinem Trotz nicht möglich. „Adrastos würde alles tun“, sagt Meny kühl, „wäre der Preis dafür sein Pferd.“ Ich beiße auf meine Lippen. Wende mich ab. Und frage nicht mehr. Ich wünschte, ich wäre Ismene.

Meny bleibt in der Nacht bei mir. In rauschhaftem Staunen erlebe ich, dass die, die mein Geheimnis zu rauben glaubten, in Wahrheit nichts bekommen haben. Denn das, was Geben und Nehmen bedeutet, wenn zwei, die sich lieben, zusammen sind, das ist so viel anders als jene atemlose Gewalt, wie Areion sich unterscheidet von einem ... *Esel*. Es ist wie Singen und Tanzen und Fliegen, wie Mutter, wenn sie lächelte. Wie Ismene, wenn sie betet. Wie Heras Stimme war, als sie das *eine* Mal zu mir gesprochen hat.

„Andreia“, flüstert Meny, „das kann uns keiner nehmen. Diese Nacht werden wir hegen und bewahren. Und wenn wir sterben, lebt sie weiter.“ Ich weine, weil ich glücklich bin. „Wir sterben nicht, Meny“, flüstere ich. „Wir werden niemals sterben.“

## Der Morgen danach

„Wie ist der Junge denn zu dir gekommen?“, fragt Mutter atemlos. Sie bebt so sehr, dass ich die Arme hebe, sie zu halten. Dann aber traue ich mich nicht. „Was war das damals für ein Zauber“, frage ich, „als du dem Stein befahlst: *Geh auf?*“ Iokaste zuckt erneut zusammen. „Er stand nur mir und Kreion zu Gebot“, erklärt sie rasch. „Und nur eine gewisse Zeit ... Sag nicht, dass Meny ... auf die gleiche Weise ...?“ Ich streichele scheu ihr Haar. „Hast du es nicht gewusst?“, frage ich. „Das Loch in Thebens Mauern nahm seinen Anfang dort, *in deiner Kammer*.“ Auch ihre Lippen beben. „Aber nein!“, ruft sie. „Er hätte nie ...!“ Verzweifelt bricht sie ab. „Es kann nicht sein“, erklärt sie fest.

\*\*\*

Am Morgen sagt mir Meny, wie er in mein Gefängnis dringen konnte. Er war in meiner Grotte und stieg, als ich nicht kam, den Gang hinab, bis in die Schlucht und jenseits wieder

hoch. *Bis in das Herz von Theben.* „Dein Pfau hat mich den Weg geleitet“, erzählt er weiter. Ich sehe mich verwundert um. Von meinem Pfau ist keine Spur. „Auf einmal endete der Gang“, sagt Meny. „Mir schien: an einer festen Mauer. Der Pfau jedoch schritt weiter, als gebe es kein Hindernis. Ich folgte ihm – und stieg von unten in dein Zimmer.“ Er deutet auf die Ecke, die der verschlossenen Tür entgegen liegt.

Ich sehe zweifelnd auf die Marmorplatten, die unzerstört den Boden decken. Es sind sogar dieselben wie zu Mutters Zeit. Sie mögen das Einzige sein, das dem Feuer widerstand. „Hier also ... endet ... der geheime Gang“, sage ich gedehnt. „Und auch Teiresias ...“ Meny ist auf einmal furchtbar ernst. „Nicht Menschenwerk“, sagt er. „Hier wirkt ein Höherer. Ich fürchte auch: kein guter.“ Ich nicke zustimmend. *Apollon*, will ich sagen. Denn so viel weiß ich längst.

*Nur der, der über sie den Bann sprach,  
wird diese Mauern je zerstören können.*

Dann fällt mir ein, was ich noch nicht bedachte. Teiresias öffnete das Loch in den Ruinen mit einem dunklen Spruch. „Er sprach von einer ... *Herrin*“, murmle ich.

*Wie Mutter, als sie flehte ...*

„Wer?“, sagt Meny hastig. „Teiresias“, entgegne ich so langsam, wie ich denke. „Ich glaube auch, er lachte, als ich ihm sagte: Theben sei in seinen Mauern sicher ...“ Meny packt mich fest an beiden Schultern. „Geliebte!“, mahnt er eindringlich. „Wie ich dir sagte: Du musst die Wächterin von Thebens Mauern sein!“ Ich öffne meinen Mund. Wahrscheinlich wäre, was mir auf der Zunge liegt, schon wieder eine Frage. Doch dazu kommt es nicht. Wir hören meinen Pfau. Sein Ruf klingt dumpf und so, als käme er ... *von unten*. Zugleich nähern sich von außen leichte Schritte.

„Rasch, unter das Bett!“, rate ich Meny. Er zögert keinen Herzschlag lang. Er tut, was ich ihm sage. Ich bleibe in der Ecke stehen, von nun an Wächterin, aus welchem Grund auch immer. Da warte ich, dass sich die Tür meines Verlieses öffnet.

Der Schlüssel knirscht im Schloss. Ich spüre unter mir Bewegung, der Marmor scheint zu beben. Ich stampe auf. Da bleibt es ruhig. Nur einen Spaltbreit öffnet sich die Tür. Ismene schiebt sich rasch herein. „Antigone ...“ Wenn ich schon ihre Stimme zittern höre! „Kommst du, mich zu befreien?“, frage ich kühl.

Ismene zögert und bleibt stehen. Sie meidet die Berührung. „Das mit dem Schlüssel tut mir Leid“, sagt sie. „Glaub mir: Du brauchst keine Befreiung. Du bist hier nicht gefangen.“ Ich schlucke hart. Sie ahnt ja nicht, wie Recht sie hat! Ihr Blick wirbt um Verständnis. „Du müsstest dich nur fügen“, sagt sie, „wie es das Beste für uns alle ist.“

Ich bohre meinen Blick in ihr Gesicht. „Was ist los, Ismene?“, frage ich. „Hast du aus Lethe getrunken, dem Strom des Vergessens?“ Ismene glättet ihr Gewand. „Kreion ehrt die Götter, Antigone“, sagt sie. „Er ist ein frommer Mann.“ Ich schnaube. „Seit es Teiresias ihm riet“, unterstelle ich. „Nein, immer schon!“ Ismene widerspricht und ihre Wangen röten sich. „Bedenke doch, nach jenem ... *Unglück*: Wie Kreion jedes Wort verbot, das auch nur einen Schatten auf Apollons helle Weisheit warf!“

Mir wird übel. „Ismene!“, fahre ich sie an. „Bedenke *du*: Da hat es Tötungen gegeben! Kreion mordete Thebaner, nur weil sie ... *eine Frage* stellten!“ Ich halte staunend inne. Ich muss mir eingestehen, dass diese Strafen mich damals kaum bewegten. Jetzt aber rauben sie mir meine Ruhe. „Mörder“, flüstere ich. „Kreion ist ein Mörder im Namen des Gottes.“

*Teiresias auch.*

Ich lächele bitter. Das laut zu sagen, zöge vermutlich eine weitere Todesstrafe nach sich. „Was willst du, Ismene?“, frage ich. Ismene ordnet noch immer ihr makelloses Kleid. Es ist das Gewand einer Priesterin und ich weiß, wie viel es ihr bedeutet. „Eteokles will, dass du in den Thronsaal kommst“, sagt sie unbehaglich. „Er glaubt ... *irgendwie* ... du könntest ... helfen.“ Für das *Irgendwie* könnte ich sie ohrfeigen. Und meinen Bruder für sein *Glauben* küssen. Vor allem aber bin ich sehr erschrocken. Was kann so ungeheuer sein, dass es Eteokles in seiner Sicherheit erschüttert?

Nervös schiebe ich mich an meiner Schwester vorbei. Ich brauche keine Begleitung. Ich bin in Thebens Königshaus daheim. Als ich durch die Gänge eile, schüttele ich mein Haar, bis es wie eine Wolke um mich weht. Ich schließe mein Gewand am Hals. Dass ich barfuß bin, bemerke ich zu spät. Ich bleibe an der Doppeltür. Der Wache gebe ich ein Zeichen, dass sie mich nicht verrät. Ich sehe mich um und sammle Kraft. Näher treten will ich erst, wenn ich Eteokles und seine Not verstehe.

Eteokles sitzt auf dem Thron, schwarz gekleidet, streng und steif. Schräg hinter ihm steht mit verschränkten Armen sein Schwiegervater Eurybates. Drei weitere Stühle stehen auf dem Podest, doch sind es keine Throne. Links sitzen Kreion und sein zweiter Sohn, rechts aber, einsam wie Eteokles, der blinde Seher. Auf Kreions Brust liegt schwer ein Silberamulett. Es ist das Angesicht Apolls, von Sonnenstrahlen hell umglänzt. Hinten im Saal stecken die Großen von Theben ihre Köpfe zusammen. Sie wirken wie Gäste, die zwar geladen sind, willkommen aber nicht.

### **Die Frage des Sehers**

„Was ist euch Theben wert?“, sagt Teiresias mit seiner hohlen Stimme. „Das allein ist heute die Frage. – Theben, das Apollon selbst einst baute.“ Genau genommen war es Kadmos, denke ich rebellisch. Apollon wies ihm nur den Weg. Als es dann galt, den Drachen zu bekämpfen, hat dies der Gott dem Heros überlassen.

Eteokles räuspert sich. „Ich will mein Wort gern halten“, sagt er. „Doch nur, wenn man mir nicht mit Waffen droht.“ Kreion beugt sich vor. „Du sagst immer dasselbe, Neffe!“, wirft er meinem Bruder vor. „Verstehe endlich: Polyneikes hat sein Recht auf Thebens Krone längst verwirkt.“ Da regt sich Eurybates. Er tritt zu seinem Schwiegersohn und legt ihm seine Hand kurz auf die Schulter. Dankbar sieht der König zu ihm auf.

Haimon beugt sich vor. „Genau wie du“, sagt er zu meinem Bruder. Und Kreion nickt ihm zu. *Aber du!*, denke ich. Noch halte ich mich zurück. Ich ahne, dass der Seher noch sehr viel mehr zu sagen hat. „Genau genommen“, ergreift er wieder das Wort, „sagst auch du, Kreion, immer dasselbe. Und ebenso dein Sohn.“ Er lächelt fein. Nur ich weiß es zu würdigen. Kreion schluckt an seiner Wut und Haimon ballt die Faust. „Ich frage nicht Eteokles“, fährt da der Alte fort, „ich frage, Kreion, dich und deinen Sohn: Was ist euch Theben wert?“

„Theben hat Ruhe verdient“, sagt Haimon feierlich. „Und Heil. Wir können es ihm geben.“ Die Edlen, die fern dem Thron zusammensitzen, murmeln leise ihren Dank. Ihre Blicke für Haimon sind freundlich. Sie warten aber noch auf das, was Kreion sagen wird. Kreion streckt die Hand nach Haimon aus. Lobend drückt er seinen Arm. Dann richtet er sich auf und spricht mit lauter Stimme in den Saal. „Ich weiß, wie man regiert“, sagt er. „Ich werde König sein.“

Ich sehe auf sein Kinn. Es schiebt sich langsam vor. Er beißt die Zähne fest zusammen. In seinen dunklen Augen ist ein harter Glanz. Die Finger seiner Rechten umfassen Apollons Silberamulett. *Ich werde König sein.* Ich ahne, was ihm dieser Satz bedeutet. Ich denke an die Kinderzeit, an Polyneikes' unbefangene Frage. *Dann bist du also König, so wie wir?* Ich habe auch die Antwort noch im Ohr: *Eurydike ist Königin. Ich aber nur ... ihr Diener.*

„Ja“, sagt Teiresias mit einer Spur von Schärfe in der Stimme. „Aber was gibst du dafür, Kreion?“ Mein Onkel richtet sich auf. „Die Götter ...“, sagt er rau, „die Götter sind auf meiner Seite. Ich verehere Thebens Gründer.“ Er hebt das Amulett, damit es alle sehen. „Phoibos Apollon, den ferntreffenden, geheimnisvollen, den Herrn von Delos und Delphi, von ...“ Teiresias hebt die Hand. Er sieht fast schläfrig aus. „Gewiss“, sagt er sanft. „Aber, Kreion: *Weiß er das?*“

Ich spüre, wie sich meine Finger um den Rahmen der Tür spannen. Mein Mund ist trocken. Meine nackten Füße frieren. *Teiresias hat noch weit mehr zu sagen.* Kreion ist rot geworden vor Erregung. „Ich habe Menschen getötet“, brüllt er plötzlich, „nur um des Gottes willen!“ Ismene ist leise neben mich getreten. Ich spüre ihr Zusammenzucken. Sie, die immer Mutters Stock gefürchtet hat – wie kann sie es mit Kreion halten?

„Gewiss“, sagt Teiresias. „Jedoch: Hat es dir wehgetan?“ Unser Onkel sackt zusammen. „Wehgetan?“, fragt er verständnislos. „Mir?“ Er wendet sich dem Blinden zu. „Verstehst du nicht, Teiresias: Es waren Frevler. Und überdies *ganz gewöhnliche Menschen.*“ Ich merke die Unruhe unter den fernen Gästen. Manche von ihnen halten, wie ich, Kreions Maßstab für falsch. „... genau genommen für frevlerisch“, murmele ich.

*Hera, ich hoffe, du weißt, was ich meine.*

Ismene ertastet meine Hand. Ich habe schon geglaubt, dass sie mich gar nicht mehr berühren will. Ich ziehe meine Hände hinter mich. Niemand hier kommt jetzt an mich heran.

*Teiresias hat noch weit mehr zu sagen.*

„Gewiss“, sagt der Seher nun zum dritten Mal. „Aber, Kreion: Man beweist seine Ehrfurcht vor Göttern durch Opfer. Das Liebste muss man geben, und sei es ... *das eigene Kind.*“ Für einen Augenblick ist es so still, dass ich glaube, Ismenes Zähne klappern zu hören. Dann kommt ein nervöses Lachen aus der Gruppe der Gäste. Ich erkenne in dem Lacher Melanippos, den Sohn des Eurybates.

Kreions Gesicht ist leer. Ich hätte lieber Entsetzen gesehen, Empörung, heftige Abwehr. Ich wage einen Blick auf Haimon. *Kreions Kind.* Haimon hat sich zurückgelehnt. Er richtet seine Augen auf die bemalte Decke. Für mich sieht es so aus, als ob er den Vorschlag erwägt. „Wozu sollte ein solches Opfer gut sein?“, fragt endlich Eteokles. Ich bin ihm dankbar für die Frage.

„Es ist ein Loch in Thebens Mauern“, sagt Teiresias. Alle, die es hören, keuchen vor Entsetzen. „Du musst kein Seher sein, um das zu wissen“, sage ich leise vor mich hin. Kreion rückt auf seinem Stuhl, so weit es geht, nach vorn. „Aber das ist ... *unmöglich*“, flüstert er. Dann brüllt er. Der Blick des Sehers ist verächtlich. „Voll Abscheu über Oidipous“, erläutert er, „hat der Orakelgott, nur einen Herzschlag lang, den Bann, mit dem er Thebens Mauern stützt, gelöst. Da ist es dann geschehen: Der Schaden ist nicht groß ... und doch ... im Falle eines Kriegs ... bedenklich.“

*Niemand weiß wohl besser als Apoll,  
dass Oidipous ein Opfer war ...!*

„Wo ist das Loch?“, fragt Kreion hastig. „Wir werden es umgehend schließen!“, ergänzt sein zweiter Sohn. „Nicht Menschenwerk ist dieses Loch“, erklärt der Seher. „Folglich kann Menschenwille es nicht heilen.“ Er spricht mit der Geduld des Weisen, der Unverständige belehrt. „Nur Apollon selbst ...“, sagt Kreion matt und seine Finger zittern auf dem Silberamulett. Teiresias nickt ihm zu. „Du sagst es, frommer Kreion“, bestätigt er. „Apoll allein kann Theben retten.“ Er wartet, bis die Worte wirken. Dann kommt das unheilvolle Ende: „Jedoch vorab ... erwartet er ... ein Opfer.“ Er hebt die Stimme und gibt sich den Schein, als künde er uns ein Orakel.

Das Siebentorige Theben ruht sicher  
in seinen Mauern,  
doch nur, wenn des Königs Sohn  
für das Leben der Stadt  
in den Tod geht.

### **Die Antwort des Prinzen**

„Was bist du für ein Seher?“ Die Frage schallt durch den Saal und erzeugt tausend Echos. Dabei ist sie nicht sonderlich laut gestellt. Ich hatte dieselbe Frage schon auf den Lippen. Aber nicht ich habe sie gestellt, sondern der, der mein Herz besitzt.

Meny tritt zwischen mir und Ismene hindurch und geht mit großen Schritten bis dicht vor das Podest. „Sage mir, Teiresias: Wem von den Göttern dienst du?“ Kreion reagiert als Erster. „Sei still!“, befiehlt er scharf. „Es geht dich gar nichts an.“ Meny hat vor Teiresias gestanden. Nun wirbelt er zu Kreion. „Was sagst du?“, fährt er ihn an. „Es ginge mich nichts an?“ Er atmet vor Empörung schwer. „Es ginge mich nichts an, wenn du dich überreden ließest, *einen Sohn* zu opfern? Einen Sohn für deinen ... Stolz, mein Vater?“

„Wer ist er?“, frage ich Ismene. Ich schlinge meine Arme um mich selbst. Ich friere. Ich kann kaum noch stehen. „Menoikeus“, sagt Ismene ruhig. „Der Prinz, den ich nicht heirate.“

*Warum solltest du?  
Ich bin es, die ihn liebt.*

Was gäbe ich darum, wenn er der Ziegenhirt geblieben wäre, für den ich ihn gehalten habe! Für den ich ihn immer noch halten wollte, als alle Zeichen schon auf anderes wiesen. Auf dieses: einen Prinzen vor dem Thron, der seinem Vater trotzig widerspricht.

*Einen Gegner meiner Brüder.*

„Meny“, flüstere ich. Ich erschrecke vor mir selbst. Denn es klingt, als ob ich Abschied nehme.

Kreion ist unter Menys Vorwurf stumm geworden. Es ist, als denke er erst jetzt daran, dass das geliebte Opfer, das zu bringen wäre, einen Namen hat. Haimon. Oder Menoikeus. Vielleicht begreift er endlich, wie unerhört, wie unerträglich, wie absurd der Rat des Sehers ist. Meny jedenfalls hält seine Meinung nicht zurück. Er hat sich neu dem Seher zugewandt. Er wiederholt die Frage. „Wessen Seher bist du?“

*Sei es Apollon oder Artemis oder gar Zeus!  
Was macht es schon für einen Unterschied?*

Hera, denke ich. Hera würde *vielleicht* einen Unterschied machen. Ich werde aufmerksam, als Teiresias die Antwort schuldig bleibt. Anscheinend ist die Frage schwerer, als ich ahne. Der blinde Seher rutscht auf seinem Stuhl, als fühle er sich plötzlich krank. Meny kommt ihm immer näher. „Was ist denn, Seher?“, fragt er nach. „Es kann nicht schwer sein, deinen Herrn zu nennen. Im Gegenteil!“ Er legt die Hand dem Alten auf die Schulter. „Es ist, wenn ich nicht irre, deine Pflicht.“

Ismene neben mir wird unruhig. Sie ringt die Hände. Es tut mir beinahe Leid, dass ich ihr meine Hand nicht reichen kann. „Was hast du?“, frage ich verständnislos. „Wie Recht er hat, Menoikeus“, sagt Ismene. „Kein Seher und kein Priester schweigt, wenn er gefragt wird, wem er dient.“ Ich sehe wieder zu Teiresias. Er hat noch immer nichts erwidert. Er sitzt weit hinten auf dem Stuhl, zusammengekauert, wie geschrumpft.

*Wem er dient ...*

„Hekate“, höre ich mich rufen und meine Stimme klingt unheimlich sicher. Ich habe gar nichts sagen wollen. Doch alle Köpfe wenden sich zu mir. Haimons Blick trifft meine nackten Füße. Meny sieht in meine Augen und sagt: „Ja.“ Mein Traum kehrt wieder. Meny und ich, trotzend aller Gefahr. „Frauen haben keine Stimme“, erklärt Haimon.

Meny bekommt keine Gelegenheit, auf seinen Bruder einzugehen. Teiresias hat sich erhoben. Sein Stab schlägt ungelentk den Boden, als er den Thron verlässt und zu der Doppeltür herüberkommt, an der ich Stütze suchend lehne. Weiß wie Gips ist sein Gesicht, verzerrte Züge einer Fratze. „Warum“, schreit er von weitem, „nennst du vor allen *ihren* Namen?“ Meny tritt ihm in den Weg, bevor der Alte mich erreicht. „Hekate“, sagt mein Gefährte klar und deutlich. „Du dienst seit langem Hekate. Kannst du die Wahrheit nicht ertragen?“

Auch Kreion hält es nicht auf seinem Sitz. Eteokles und Haimon sind die Letzten, die ihre Ruhe noch bewahren. „Menoikeus“, donnert Kreion. „Du hast kein Recht, den Seher zu verletzen.“ Meny hebt abwehrend die Hand. „Sei still“, sagt er zu seinem Vater. „Wir werden es gleich sehen.“ Er fasst den Seher bei den Schultern. „Ruf sie an!“, befiehlt er ihm. „Komm, mach schon, rufe Hekate!“

Der Seher hebt wie flehend seine Hände. Der Stab entgleitet ihm. „Herrin“, flüstert er heiser. „Herrin, hab Geduld!“ Ich spüre ein Zittern im Saal. Es ist mehr als das wachsende Entsetzen der Zeugen. Es ist eine fremde Macht, die sich um uns zusammenzieht und dunkel auf uns lastet. Ich habe diese Macht schon einmal fühlen müssen. Ich ahne den Zusammenhang. „Hab

noch Geduld mit mir“, höre ich den Seher flehen. „Ich will gehorchen. Hab Mitleid, strenge Herrin! Erbarme dich. Es fällt so schwer ...“

Jäh lässt ihn Meny los. Der alte Mann sinkt in die Knie. Beschwörend wiederholt er sein Gebet. „Hab Mitleid, Herrin, hab Geduld.“ Ich weiß gewiss: Es wiederholt sich, was ich einmal hörte: das gleiche Flehen, hilflos, drängend, doch nicht aus diesem Mund. Mir ist, als höre ich ein Lachen, laut und schrill, unheimlich kalt und höhnisch. „Mitleid, Teiresias, ... *kenne ... ich ... nicht!*“

Die Stimme, die da lacht und ruft, kommt nicht von einer Sterblichen. Sie kommt auch nicht von außen. Ich höre sie in mir, vielleicht nur ich allein. Vielleicht auch sehe ich allein die schwarzen Pfeile, die sich ringsum in ahnungslose Herzen bohren. In Kreions und in Haimons. Sie treffen meinen Bruder, meine Schwester. *Mich*. Nur Meny nicht und nicht den Seher.

Der Seher krümmt sich über flehend gefalteten Händen. Er weint. Der Schmerz in meinem Herzen öffnet mir die Augen. Ich denke an die Pest. Damals konnte ich ... *Mutter* ... nicht helfen. Jetzt aber eile ich zu dem, der fleht. Umfasse seine Schultern und ziehe ihn hoch. „Sei ruhig“, murmele ich, „sei ruhig, Teiresias. Du kannst von nun an schweigen.“ Ich bücke mich nach seinem Stab und führe ihn nach draußen.

Hinter mir höre ich den König fragen: „Was hat das zu bedeuten?“ und höre Menys ernste Antwort. „Dass alles, was Teiresias rät, Verderben bringt, nicht Rettung. Denn Hekate ist keine, die es gut meint, und ihre Wege führen immer in die Irre.“

\*\*\*

„Wie klug er war, dein Meny“, sagt Iokaste. Ich sehe, wie sie schauernd ihre Schultern strafft. „*Mein Meny ... ?*“ Auf einmal ist die Sehnsucht wieder frisch. Hätte ich ihm mehr vertrauen sollen? „*Mutter*, hat er mich betrogen ... oder etwa ... nicht?“

Iokaste ist in eigene Ängste und Schrecken tief verstrickt. Ihr Blick streift flüchtig mein Gesicht. „Ist das nun deine dritte Frage?“, will sie wissen. „Auch sie ist schon geklärt – *nicht wahr?*“ Ich kann sie nicht verstehen. Doch ihre Worte lenken ab und bringen mich zurück zu ... *Hekate*.

„Ich weiß nicht viel über die Herrin der Kreuzwege“, sage ich langsam und teile das Schaudern meiner Mutter. „Ja“, sagt Iokaste und ihr Blick auf mich wird intensiver. „Das ist unsere Schwäche und Hekates Stärke.“ Sie schließt im Schmerz die Augen. „Alles Unheil, das uns traf, wies so gewiss auf den Orakelgott, dass niemand jemals zweifelte. Und doch, im Hintergrund, stand hinter allem ... Hekate.“ Ich denke an das Lied Apolls. „Du hast sie selbst gerufen“, entgegne ich ihr bitter. Iokaste seufzt und zeigt mir wieder ihre Augen. „Ich liebte Artemis“, sagt sie, „die wilde, ungebundene Göttin, die wir daheim im Osten kannten. In ihrem Dienst ... wie war ich glücklich!“

Iokaste erhebt sich und breitet die Arme aus. Unvermittelt beginnt sie, nach einer Melodie, die nur sie hört, zu tanzen. Ich will nicht zusehen und sehe es doch. Da tanzt das Mädchen, das schöne, freie Mädchen aus dem Lied des Eros.

*Alle liebten sie.  
Starben für sie.*

*Lächelnd.*

„Hör auf“, sage ich. „Ich kenne die Geschichte. Ich weiß auch, wie sie weiterging.“ Iokaste lässt die Arme sinken. Sie verwandelt sich zurück in diese ruhige, strenge Frau, die ich im Tartaros gefunden habe. Das Kleid aus Schleiern aber, das das Mädchen trug, behält sie an. „Nicht einmal Laios hat verhindern können“, fahre ich fort, „dass du auch weiter *Abenteurer* suchtest.“ Es tut mir gut, sie hart zu treffen. „Du trafst dich insgeheim mit einem schönen jungen Mann.“

*Mit Kreions Hilfe.*

*Ausgerechnet Kreions.*

Iokastes Stimme zittert, als sie zaudernd fragt: „*So viel* hat Phoibos dir verraten?“ Ich brauche eine Weile, um mich zu besinnen. Phoibos ist Apollons zweiter Name. „Eros zuerst“, sage ich. „Dann Phoibos.“ Iokaste taumelt. „Eros ...“, wiederholt sie dumpf. Dann setzt sie sich auf den hohen, harten Stuhl, auf dem Persephone zu der Erinye wurde. „Mit Eros hat keiner gerechnet“, sagt meine Mutter und ich überlege, was sie meint. Mein Gefühl weiß es längst.

*Es war kein Abenteurer,  
der schöne junge Mann,  
es war die wahre Liebe.*

„Du wirst verstehen, Antigone“, fährt sie fort, bevor ich den Gedanken festhalten kann, „dass ich Laios hasste.“ Ich nicke. Daran habe nie gezweifelt. „Bevor Laios mich nach Theben brachte, flehte ich zu Artemis, es doch nicht zuzulassen.“ Ich nicke wieder. Auch das ist mir bekannt. „Artemis aber konnte nicht helfen“, fährt Mutter fort.

„Artemis schützt nur unberührte Frauen“, sage ich bitter. „Was auch immer sie darunter versteht.“ Flüchtiger Zorn zieht über Mutters Gesicht. Ich kenne ihn gut. Es ist der Zorn, den sie empfindet, wenn ich laut sage, was sie gegen ihren Willen denkt.

„Ich habe sie dennoch ... *zwingen* wollen“, gesteht sie unerwartet. „Das ... war die Täuschung, der wir alle unterlagen. Götter zum Beistand zu zwingen, verwandelt schließlich jede Rettung in Verderben.“ Namen wirbeln in meinem Kopf. Artemis. Apollon. Eros. Hekate. „Was geschah?“, frage ich atemlos. „Wir baten Phoibos, dass er half. Er kam und gab mir den Orakelspruch.“

Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,  
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,  
und seinen Vater trotzig erschlagen.

„Wir hofften“, sagt Iokaste, „dass Laios, wenn er den Spruch hörte, sich hüten würde, mich zur Frau zu nehmen. Wir glaubten wirklich, dieses sei die Rettung.“ Ich nicke. So habe ich Persephone verstanden.

*Doch was heißt: wir?*

*Und was heißt: Phoibos kam ... ?*

„Was ist denn fehlgegangen?“, frage ich. „Von da an“, sagt Iokaste, „wurde alles Helle dunkel. Zugleich mit Eros' Pfeil traf auch ein schwarzer ... Es war die Stunde Hekates.“

*Ihr Pfeil steckt auch in meinem Herzen.*

Obwohl ich Mutter zuhören will, kehrt die Erinnerung zurück an jene letzten Tagen, da meine Brüder, meine Schwester und meine Liebe lebten. Ohne es zu wollen, fahre ich mit der Geschichte fort. Und meine Mutter hört mir zu.

## **Das Wiedersehen**

Ich führe Teiresias in mein Gefängnis, das, wie ich weiß, zugleich der Weg zur Freiheit ist. Ismene wagt nicht, zu folgen. Ich nehme an, sie will beweisen, dass sie zu Kreion und zu Haimon hält. Als ich trotzdem Schritte höre, hoffe ich von Herzen, dass es Meny ist.

Der alte Mann an meinem Arm ist federleicht und doch so schwer wie Thebens Mauersteine. „Was wird geschehen?“, frage ich ihn, als wir den schmalen Gang erreichen, der zu der Tür mit Schloss und Schlüssel führt. „Nicht, was ich will“, murmelt der Seher, „sondern allein, was *sie* will, wird geschehen.“ Wir treten ein. Ich spüre, dass er auf der Schwelle leise zaudert. „Wir könnten stärker sein als ihre ... *Pfeile*“, sage ich.

Der Seher richtet sich auf und sucht mit leeren Augen mich. „Wer?“, fragt er bitter. „Einer mit Hunger auf Macht wie Kreion? Glaubst du wirklich?“ Ich will mich nach der Tür umwenden und sie schließen. Aber ich kann es nicht. Ich harre wie gebannt auf seine Worte. Ich spüre: Diesmal spricht er selbst und nicht aus ihm die Göttin. Wie eine Angeklagte auf ihr Urteil warte ich. „Einer voll Hochmut so wie Haimon?“, fährt die hohe Stimme heiser fort. Der Seher seufzt. „Selbst deine Brüder – trotz aller Liebe ihrer Schwestern haben sie der Ehrsucht und dem Rachedurst nicht widerstanden.“

Die Holztür hinter mir fällt zu. Mit halb erhobenen Armen drehe ich mich um. Wenn Meny da ist und uns rät ...! Aber es ist nicht Meny, der den dunklen Raum betritt. Es ist Eteokles, mein Bruder. „Er hat Recht, Antigone“, sagt er. Sein Gewand ist schwarz so wie sein Haar. Kein Licht wird sich darin je fangen, es sei denn, um für immer zu verlöschen. „Ehrsucht und Rachedurst.“ Er kommt mir nah. „Ich suche dich, Antigone“, sagt er. „Ich will ... zurück.“

Ich habe vorgehabt, Teiresias so rasch wie möglich aus der Stadt zu bringen. Nun aber lasse ich geschehen, dass er sich auf den Boden kauert und lauschend in sich selbst versinkt. Ich widme mich Eteokles und suche in seinem Gesicht. Er ist müde und verwirrt wie ein Kind. „Der Überfall, Antigone“, sagt er gequält. „Als ich ihn befahl, schien es mir richtig. Ich fand, ich müsste meinem Bruder in seinem Eigensinn endlich die Grenzen zu zeigen. Ich hörte nicht auf Chloe, meine Frau, als sie mich anschrie: Du könntest ihn töten. *Und tötest auch mich.* Ich ritt und fand es richtig.“

Ich habe das Schluchzen gehört. Es hat sich jäh erhoben, als Eteokles den Namen nannte. Chloe. Es kann aus seinem Herzen kommen. Oder einem zweiten. „Dann aber ...?“, frage ich. „Dann aber“, sagt Eteokles, dankbar für die Brücke, die ich baue, „sah ich, was Krieg ist.“ Ich schließe die Augen. Ich will mich nicht erinnern.

*Pure, kalte Gewalt.*

*Gnadenlos und grauenvoll.*

„Ich habe Polyneikes kämpfen sehen“, sagt mein Bruder Eteokles. „Einmal hat er mir den Rücken zugekehrt. Da hätte ich ihn töten können.“ Er fährt sich müde durchs Gesicht. „Aber

ich packte dich und ich befahl den Rückzug.“ Ich schweige. Er ist noch nicht fertig. „Seit ich zurück bin, ist es dunkel“, sagt er. „Ich habe auf Eurybates gebaut. Er war mir, solange ich auf dem Thron saß, ein ... *Vater*.“ Ich beiße mir auf die Lippen. Ich habe nichts davon geahnt. „Nun aber ...“ Eteokles atmet tief durch. „Er steht noch immer hinter dir“, sage ich zaghaft. „Er schaut mich nicht mehr an“, sagt Eteokles. „Denn seine Tochter Chloe ...“ Da ist es wieder, dieses Schluchzen. „Ja?“, frage ich, um ihm über die Klippe zu helfen. „Sie ist von mir“, sagt er, „zu ihm zurückgekehrt.“

Es raschelt unter meinem Bett. Meny, denke ich sinnlos. Es ist aber Polyneikes, mein anderer Bruder. „Warum?“, fragt er, bevor er aufrecht steht. „Du Narr, warum dann diese Heirat?“ Ich stehe zwischen meinen Brüdern und trete vorsichtshalber nicht zur Seite. „Dieselbe Frage stelle ich mir jede Nacht“, sagt Eteokles voll Leidenschaft. „Ich stelle sie mir seit dem Tag, als du gegangen bist.“ Polyneikes legt seine Hände auf meine Hüften und schiebt mich aus dem Weg. „Das war am Tag deiner Hochzeit“, sagt er heiser. Eteokles nickt. „So ist es.“ Polyneikes atmet scharf. „Das heißt ...“, sagt er, „das heißt: Ihr wart ... nie glücklich?“

Ich sehe meine beiden Brüder einander gegenüberstehen. Im Hintergrund hockt still der Seher. Ich will mich freuen über dieses Wunder, dass beide, nach dem Kampf, nun wieder reden. Ich finde aber, sie sollten nicht von Chloe reden. Aber doch ... *vielleicht* ... wenn sie so *wichtig* ist ... *Krieg wegen einer Frau*. Den Liedern über Troja habe ich nie glauben können, dass Helena so wichtig war.

Ich will mich freuen. Da kehrt in meinen Kopf das böse Lachen der Dunklen zurück. Der schwarze Pfeil in meinem Herzen bohrt sich tiefer. Ich spüre, wie ich brenne und erfriere. Die Brüder sehe ich mit Schwertern in den Fäusten. Sie tragen keine Rüstung, keinen Helm. Und schlagen ungehindert aufeinander ein. Ich sehe hilflos, wie sie treffen. Ich schreie, als sie sich verletzen. Blut fließt. Sie kennen kein Erbarmen. *Bis einer tot ist*, heißt das Ziel. *Bis einer tot ist oder beide*, schreit mir die Dunkle in mein Ohr. Sie lacht. Ich aber sehe die Gesichter beider Kämpfer. Ich sehe Schmerz und Widerwillen, doch keinen Hass und keine Gier. Sie wollen gar nicht, was sie tun! Sie fühlen sich gezwungen.

„Nein!“, schreie ich. „Lasst nichts mit euch geschehen, was ihr nicht wollt! Sagt nein! Ihr könnt euch wehren!“ Ich springe zwischen meine Brüder und fange ihre Hiebe auf. Ich ziehe sie auf mich und nehme meine Wunden hin. Wenn ich nur meine Brüder hemmen kann. Dass sie nicht tun, was alle längst erwarten: am anderen den eigenen Schwur verraten.

Sie treffen ausgerechnet meine Nase und dort, wo sie bereits gebrochen war. Es blutet wieder unerwartet stark. Da erst besinnen sich die Kämpfer und lassen voneinander ab. Jedoch, bevor ich selbst zusammenbreche, erkenne ich: Es ist zu spät. Zu tief sind ihre Wunden, die sie einander schon geschlagen haben. Sie taumeln beide, fallen hin und rufen sterbend: *Chaire*. Die Dunkle aber lacht und lacht. Es ist geschehen, was sie wollte.

### **Die Erneuerung des Versprechens**

„Antigone, komm zu dir!“ Ich winde mich am Boden. Polyneikes und Eteokles knien bei mir. Auf einmal sind wir alle jünger. Abends im Hof haben die Brüder als Gegner gekämpft. Nun sind sie sie im schlechten Gewissen vereint. *Antigone blutet*. Am Rand steht Ismene und ringt ihre Hände. Als Zeugin des Versprechens soll sie mir dienen.

*Unsere Brüder, Ismene,*

*nie wieder dürfen sie kämpfen ...*

„Antigone, wir haben dir nichts getan!“ Die Stimmen werden drängender. „Antigone, diesmal sind wir unschuldig!“ Ich öffne endlich meine Augen. Ich erkenne meine Kammer. Ich liege auf dem Marmorboden und weiß: Darunter ist ein Loch in Thebens Mauern. Das Meny zu mir brachte. Und nun, so wie es scheint, meinen Bruder Polyneikes. Ich denke an das Beben, das von unten kam, gerade als Ismene mich befreite. „Du also warst das ...“, wende ich mich an den rötlich schwarzen Kopf, der über mich gebeugt ist. „Wie hast du den geheimen Gang gekannt?“ Polyneikes’ dunkle Augen funkeln. „Dein *Hippolytos* wies mir hilfreich einen Weg“, verrät er mit gesenkter Stimme. Ich fahre hoch.

*Meny? Der mich bezichtigte,  
ich könnte Polyneikes helfen?*

„Nicht mit Absicht“, beteuert Polyneikes. „Ich bin ihm heimlich nachgeschlichen.“ Seine Augen necken mich. „Du solltest mir danken“, deutet er an. „Ich hätte ebenso gut schon gestern Abend ...“

*Gestern Abend.*

„Ja“, sage ich. „Ich bin dir dankbar.“ Ich setze mich und sehe meine Brüder an. Unbefleckt sind die Gewänder. Kein Riss deutet auf Kampf. Ich sehe keine Schwerter. Polyneikes und Eteokles sind unversehrt. Erleichtert kann ich wieder atmen. Es hat ... *noch* ... keinen Kampf gegeben. Nur eines stimmt, von allem, was ich glaubte, zu erleben: Die Nase blutet neu, als sei sie frisch gebrochen.

Eteokles reicht mir ein Tuch. „Ich weiß nicht, was ihr redet“, sagt er. „Was ist das für ein Weg, was für ein Gang, den ihr, und niemand sonst, zu kennen scheint?“ Er schiebt sich zwischen mich und Polyneikes. „Und wo ist Hippolytos ... und wieso?“

„Das alles ist nicht wichtig“, sagt Polyneikes. „Bruder, der Grund, aus dem ich kam ...“ Eteokles richtet sich auf und hilft mir hoch. „Rache für den Überfall?“, fragt er und jeder hört, dass er sich schämt. „Suchst du nach einem Weg, uns nachts zu überfallen wie einst Odysseus Troja?“ Polyneikes steht auch auf. „Bruder“, sagt er, „auch du hast mir den Rücken zugewendet und botest mir ein gutes Ziel. Ich aber ließ dich stehen und schlug statt deiner Melanippos.“ Sie sehen sich in die Augen. Ich sehe, dass sie einander trauern.

Es ist Eteokles, der dann den ersten Schritt tut. Er breitet seine Arme aus. Auch Polyneikes öffnet seine Arme. Und sie umarmen sich wie Brüder. *Die sie ja sind*. Ich habe Tränen in den Augen. Die Nase tut mir nicht mehr weh.

„Wir müssen diesen Wahn beenden“, sagt Eteokles. „Weißt du, was dieser Seher Onkel Kreion riet?“ Da erst erinnern wir uns an Teiresias. Er hockt noch immer dort, wo ich ihn losgelassen habe. Er scheint vollkommen in sich selbst versunken. Er rührt sich nicht einmal, als wir nun von ihm sprechen. „Ein Kind zu opfern!“, ruft Eteokles voll Abscheu. „Wobei der Onkel nicht so glücklich wäre wie einst Agamemnon – denn er hat keine Tochter für diesen Zweck. Es träfe Haimon oder Menoikeus.“

*Er hat keine Tochter für diesen Zweck ...* Seine Worte sind grausam, ohne dass er es bemerkt. *Eteokles*, will ich sagen, *wer hat dir beigebracht, Mädchen und Frauen zu hassen?* Ich sehe

ihn an und wundere mich über das Blau seiner Augen. Es ist weder Mutters noch Vaters Farbe noch irgendeines Verwandten.

*Bis auf Ismene.*

Ohne die Erinnerung gesucht zu haben, denke ich an jenen Tag, der unserer Kindheit jäh ein Ende machte. Das war, als wir Iokaste in den Armen eines Fremden fanden. Nur ich habe gehört, was sie ihm damals sagte. Ich habe nie davon gesprochen.

Ismene kommt nach dir.  
Auch, wie mir scheint, Eteokles.  
Bei Polyneikes habe ich Zweifel.  
Aber Antigone ...

Eteokles' blaue Augen – verlor er damals seine Achtung vor unserer Mutter? Und durch sie vor allen Frauen?

Polyneikes spottet über Teiresias' Rat. „Warum nicht alle beide?“, meint er. „Der Thron wäre uns sicherer, wenn Haimon und Menoikeus nicht mehr wären.“ Auch seine Worte sind erschreckend grausam. Er aber weiß es und verurteilt mit dem bitteren Unterton nicht nur die anderen, sondern zuerst sich selbst. Polyneikes, will ich sagen, wer hat dir beigebracht, das Leben so sehr zu verachten? Ich sehe rotes Feuer in seinen Haaren tanzen. Es sind die gleichen Flammen, die auch meinem Haar die Wildheit geben. Wir haben keinen Anteil an dem sanften Fremdem. Wir sind, im Guten wie im Unheil, wahrhaftig Vaters Kinder.

*Ich war nicht immer Herrin meines Lagers*, hat Mutter dem Fremden gesagt. Nein, Mutter, denke ich, das warst du nicht. Polyneikes und ich sind die Opfer deiner Schwäche.

Eteokles lacht. „Du hattest schon immer eine eigene Art, das Heilige zu deuten“, meint er. Sie haben die Umarmung längst gelöst, aber noch immer halten sie einander an den Händen. Ich spüre, dass sie die lange vermisste Nähe genießen. Zwilling zu sein, denke ich, nicht frei von Neid, ist eine tiefe, bedeutsame Bindung. „Aber klären wir den Streit doch lieber ohne Opfer.“ Er wird ernst. „Alles, was nötig ist, Polyneikes“, sagt er: „Lass die Argiver abziehen.“

Ich sehe Polyneikes an, dass er an Tydeus denkt, an Kapaneus. Zwischen seinen Augen entsteht eine hohe, steile Falte. Seine Haltung verliert kaum merklich ihre Spannung. „Ja“, sagt er heiser. „Sie müssen abziehen.“ Eteokles strafft sich. Er atmet auf. „Am vereinbarten Tag gebe ich dir Krone, mein Bruder“, verspricht er. „Wir brauchen kein Heer. Und keinen Regenten. Ich schicke Kreion fort und seine Söhne – sobald du dasselbe tust mit deinen Helden.“

Polyneikes überspielt seine Unsicherheit mit einem Grinsen. „Bruder“, sagt er. „Erneuern wir unser Versprechen!“ Er legte seine Rechte auf sein Herz. Eteokles schluckt. Dann tut er es ihm gleich.

Bruder, ich will König sein.  
Doch niemals, Bruder,  
falle ich dir in den Rücken.  
Die Götter mögen mich hören.  
Ihrer Rache bin ich verfallen,  
wenn mein Versprechen

einmal zerbricht.

Ich stehe dabei. Ismene fehlt. Ich allein bin Zeugin. Mir scheint, dass manche Worte des Versprechens sich verwandelt haben. Aber ich bin zu froh und zu erleichtert, darüber nachzudenken. Ich sehe, wie sich meine Brüder neu die Hände reichen. Ich komme mir vor, als könne ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder atmen.

„Leer“, sagt plötzlich die Stimme des Sehers. „Wie leer und eitel ist doch das Mühen und Hoffen der Sterblichen.“ Zorn flammt in mir auf, als ich zu ihm herumfahre. Ich habe beinahe Mitleid mit ihm gehabt. Nun aber ist er mir erneut zuwider. Mag, dass seine Herrin ihn weiertreibt. Hekate. Aber das macht es nicht besser.

Ich komme nicht dazu, ihn anzuschreien. Als ich ihn sehe, bleibe ich stumm. Der alte Mann scheint wie geschrumpft. Langsam fällt er zur Seite. Sein Gesicht ist weiß wie der Marmor ringsum. Seine blinden Augen starren tot ins Nichts. „Das waren ... seine letzten ... Wort“, sagt Eteokles betroffen. Er beugt sich über den leblosen Körper. Vergebens sucht er den Herzschlag. „Warum ...“, murmelt mein Bruder, „konnte er nicht ... mit einem Heilsspruch auf den Lippen sterben?“

„Er kannte keinen Heilsspruch“, sagte ich. Ich hocke mich neben Eteokles. „Oder wenn doch, dann nur in einer längst vergangenen Zeit.“ Gemeinsam heben Eteokles und ich Teiresias auf das Lager. Jetzt ist er so leicht, wie es sein dürrer Körper verspricht. Das Gewicht, das ich zu tragen hatte, als ich den Seher führte, hat sich mit seinem Lebenshauch von ihm gelöst. „Leer“, wiederhole ich, „wie leer und eitel war dein Mühen, unglücklicher Seher der Hekate.“

Als Eteokles und ich wieder an anderes denken können als an diesen unverhofften Tod, da ist Polyneikes verschwunden. Wie ein Wächter aber steht mein Pfau in einer Ecke auf dem Marmorboden. Spreizt seine langen Federn und zeigt uns seine tausend Augen.